

Björn Harmening
Die Tharon Saga, Teil 6
Im Land der Finsternis



Björn Harmening
Die Tharon Saga, Teil 6
Im Land der Finsternis
© 2019 Ascia in Silva Books – Björn Harmening
Klunkau 22, 38226 Salzgitter
Alle Rechte beim Autor
Printed by Amazon

Björn Harmening

Die Tharon Saga

Teil 6

Im Land der Finsternis

Fluch und Vergebung

Wie eine riesige Schlange bewegte sich die Armee des Kaisers die alte Küstenstraße entlang. Yard ritt, umgeben von seinen engsten Freunden und besten Offizieren an der Spitze der endlos scheinenden Reihe von Reitern und Wagen mit Material, Waffen und Verpflegung. Die Gemeinschaft dieser unterschiedlichen Krieger bestand aus disziplinierten tharonischen Tausendschaften, strahlenden Alven, stämmigen Dwänen, fröhlichen Skaliziern, grimmigen Wargländern und noch vielen anderen Gruppen und Völkern. Doch trotz der so deutlichen Unterschiede bildeten all diese Krieger eine harmonische Einheit, deren Wesen beinahe spürbar war.

Ungefähr achtzigtausend Mann umfasste der Hauptteil der Armee; eine Vorhut von nochmals etwa zehntausend ritt ihnen im Tagesabstand voraus und erkundete die vor ihnen liegenden Gegenden. Außerdem sollte die Vorausgruppe nach Möglichkeit geeignete Plätze zum Lagern suchen und auf die Jagd gehen, denn die Verpflegung einer so großen Armee bedurfte einiger Organisation. Ständig ritten Boten zwischen beiden Gruppen hin und her und erstatteten die neuesten Meldungen. Bisher war die Vorhut noch auf keinen Feind gestoßen und es schien, als sei das Land zwischen dem Fluss Markesta und der Küste noch immer frei.

Das erste Ziel der Armee war wieder die Furt von Osiak, an der sie den Fluss überqueren wollte, um dann nach Norden zu reiten. Einige der Boten ritten mit Nachrichten von Aldanon und Gasria zu deren Völkern, um noch weitere Verstärkung zu erhalten. Diese zusätzlichen Krieger sollten dann in Osiak auf die

Hauptarmee treffen, wo man einige Tage lagern wollte, um auf Yard zu warten. Der junge Kaiser hatte diese Rast selbst angeordnet, denn er wollte zunächst noch ein gegebenes Versprechen einlösen. Sein Ziel waren die Irrtumssümpfe, die er aufsuchen wollte, um noch einmal mit dem Geistervolk der Erian zu sprechen, und wenn es ihm möglich war, den Fluch von jenen verlorenen Wesen zu nehmen.

Zu diesem Zweck bestimmte er nur eine kleine Gruppe Reiter, ihm zu folgen. Als sie die Grasebene des Freilandes erreichten, lösten sich Yard und seine Begleiter nach einem Tagesritt von der Armee und hielten auf das Sumpfgebiet zu. Lediglich Gwendon, Barra, Aldanon und dessen Tochter Liana, sowie eine zwanzig Mann starke Wachtruppe begleiteten Yard. Während Tiemonas die Armee weiter nach Osiak führte (was er nicht gern tat, da er sich um Yard sehr sorgte), ritten der Kaiser und seine Freunde im schnellen Galopp ihrem zwischenzeitlichen Ziel entgegen.

Die beiden Alven hatten sich dazu entschlossen, Yard zu folgen, weil sie noch einmal jenes Volk sehen wollten, welches sie einst als lebende Menschen gekannt hatten. Im Gegensatz zu den anderen Reitern verspürten sie angesichts ihres Zieles kein Unbehagen, denn die Alven hatten keine Angst vor den Geistern der Menschen.

Liana ritt so oft es ging neben Yard einher und unterhielt sich mit ihm. Oftmals schien es fast so, als befände sie sich in Bezug auf die Nähe zu dem jungen Mann in einem stillen Wettstreit mit den anderen Reitern. Es war deutlich zu bemerken, dass die Alvin ein starkes Interesse an Yard hegte, welches der junge Kaiser jedoch stets mit höflicher Zurückhaltung erwiderte.

te. Da es aber nicht in der Art des schönen Volkes lag, jemandem auf irgend eine Weise zu nahe zu treten, bewahrte auch Liana ihre Würde; dennoch besaß sie ihre eigenen Gefühle und folgte ihrem Herzen, das schon längst in Liebe zu dem sterblichen Menschen entbrannt war.

Wieder lenkte sie ihr Pferd neben das Yards, während sie über die Ebene dahin galoppierten. „Eure Männer scheinen einen recht betretenen Eindruck zu machen“, sagte sie scheinbar beiläufig, um ein Gespräch zu beginnen.

„Ich denke, sie fürchten sich vor dem Unbekannten, das uns an unserem Ziel erwartet“, antwortete Yard. Er lächelte innerlich, denn er erriet längst die Gefühle, welche die Alvin ihm entgegenbrachte. Trotz ihrer Schönheit und Ausstrahlung konnte er diese Gefühle jedoch nicht teilen, da sein Herz bereits für einen anderen Menschen schlug. In solchen Augenblicken erwünschte er die Pfade, auf welche die Liebe ihre Opfer oft führte. Als gäbe es nicht genügend Probleme auf der Welt, mussten sich hier zwei Betroffene, Yard ebenso wie Liana, ihren unerfüllbaren Sehnsüchten ergeben, während sie sich vielleicht auf ihrem Ritt in den Tod befanden.

„Ihr fürchtet Euch nicht?“, unterbrach Liana seine Gedanken.

„Ich habe meine Scheu vor diesen armen Wesen überwunden und geschworen, den Fluch von ihnen zu nehmen, wenn es mir möglich ist“, antwortete Yard.

„Ihr habt mehr Mut als die meisten anderen Menschen, die ich kennen lernte. Und Ihr nehmt Eure Aufgabe sehr ernst“, bemerkte die Alvin lächelnd.

„Nicht mehr Mut“, wehrte Yard bescheiden ab. „Nur die Einsicht der Notwendigkeit einiger Dinge, die unabwendbar sind. Ich fürchte den Feind ebenso, wie die meisten meiner Begleiter. Es wäre töricht, es nicht zu tun, denn der Übermut zeugt auch stets die Unvorsichtigkeit. Doch ich bin nun einmal in diese Vorsehung hineingeraten und werde versuchen, die mir gestellte Aufgabe so gut wie möglich zu lösen. Aber seht, wir nähern uns offensichtlich unserem Ziel.“

Yard deutete nach vorn, wo man bereits die ersten Baumgruppen als Vorläufer des großen Waldgebietes erkennen konnte. In der Ferne wurde der Saum des Waldes als dunkler Strich ersichtlich, der sich über den gesamten Horizont erstreckte. Die Reitergruppe näherte sich bald jener Stelle, an der die Gefährten damals aus dem Schutz der Bäume herausgetreten waren.

Hier mussten sie von ihren Pferden absteigen und die Tiere an den Zügeln durch die immer dichter werdenden Baumreihen führen. An einer kleinen Lichtung machten sie halt und richteten sich einen Lagerplatz ein. Von hier aus würden Yard nur noch Gwendon, Barra und die beiden Alven begleiten. Die zwanzig Soldaten sollten hier auf sie warten und erst folgen, wenn die Gefährten nach der vereinbarten Zeit nicht zurückgekehrt waren. Die tharonischen Soldaten waren natürlich froh darüber, Yard nicht sofort folgen zu müssen, denn die Irrtumssümpfe besaßen bei ihnen, wie bei jedem anderen, einen unheimlichen Ruf.

Als Yard mit seinen Freunden am nächsten Morgen aufbrach, blickten sie ihm sorgenvoll nach. Die fünf Wanderer benötigten mehrere Stunden, um sich durch das dichte Urwaldgewächs hindurchzuarbeiten, doch

schließlich gelangten sie oberhalb des Tales an die Überreste der zerstörten Staumauer, die den Fluss einst hatte anschwellen lassen. Von hier aus war der Weg klarer abgesteckt, doch deswegen keinesfalls leichter als zuvor. Der Boden wurde nun wieder morastiger und tückisch. Die Tritte der beiden Menschen und des Dwanen wurden schwerer und ihre Füße sanken tief und mit schmatzenden Geräuschen ein. Aldanon und seine Tochter hatten dieses Problem jedoch nicht, sie schienen regelrecht über den weichen Boden zu schweben und erzeugten auch kaum Spuren.

Gwendon ging als größter unter den fünf Gefährten voraus und stocherte mit einem langen Stock nach unsichtbaren Schlammflöchern. Doch diesmal brauchten sie seltsamerweise nicht so viele Umwege in Kauf zu nehmen, sondern kamen beinahe auf geradem Weg in das Tal. Bald hatten sie den Mittelpunkt der Sümpfe mit seiner abgestorbenen Vegetation erreicht, wo auch der schon bekannte Nebel wieder waberte.

Die beiden Alven schüttelten ungläubig ihre Köpfe, als sie diese unwirtliche Landschaft betrachteten, und der Fürst des Lichtvolkes breitete fassungslos seine Arme aus. „Welch ein herrliches, fruchtbares Tal war dies einst“, sagte er. „Ich erinnere mich an die stolzen, hohen Bäume, die hier standen. Der Gesang der Bewohner dieses Waldes klingt mir noch im Ohr. Wo sind sie alle geblieben, wo ist das Lachen ihrer Kinder? Nur aus unseren Liedern weiß ich von jenem schrecklichen Tag, doch jetzt stehe ich an dem Ort, den wir Alven seitdem gemieden haben und ich finde keine rechten Worte.“ Die Stimme Aldanons klang sehr bedrückt, und ein seltsamer Schimmer lag in seinen Augen. „Wie dieses Volk, werden auch wir Alven einst

untergehen“, fügte er leise, und nur für Liana hörbar hinzu.

Die Gefährten schritten nun langsam weiter. Auch den anderen war bei dem Anblick der Umgebung nicht wohl zumute. „Wahrlich ein schrecklicher Ort“, bemerkte Barra schauernd zu Gwendon.

„Du solltest ihn erst bei Nacht sehen“, antwortete der Hochländer. Er wollte dem Dwanen gerade erzählen, was sich in jener Nacht, als sie den Sumpf durchschritten, abgespielt hatte, als sein Fuß gegen einen metallisch scheppernden Gegenstand stieß. Verwundert hob Gwendon den Verursacher des Geräusches auf und hielt plötzlich einen großen Helm mit ledernem Nackenteil in der Hand. Alle starrten auf diesen Helm und bemerkten erst jetzt, dass vor ihnen im wabernen Nebel noch weitere Helme lagen. Schwerter, Schilde, Speere und noch viele andere Dinge fanden sie, der gesamte Erdboden war bedeckt davon.

Yard hob einen der Schilde hoch, auf der Vorderseite grinste ihn das Abbild der Fratze eines Wartans entgegen, die auf einem blutroten Hintergrund die Zähne fletschte. Es handelte sich also eindeutig um Waffen, die zu einer Abteilung des dunklen Volkes gehörten. Doch wo befanden sich die Besitzer dieser Gegenstände? Nirgendwo fand sich ein Leichnam, kein Blut war zu sehen, dennoch musste hier ein Kampf stattgefunden haben.

Aldanons scharfe Augen entdeckten einige abgeschossene Pfeile, die in einem der Baumstümpfe steckten. Die Feinde hatten sich also wirklich in die Sümpfe vorgewagt und waren auf unerklärliche Weise spurlos verschwunden.

„Es müssen mindestens hundert Wartans gewesen sein, die hier durchkamen und kämpften“, sagte Gwendon abschätzend. „Doch wo sind ihre Kadaver? Wenn sie ohne Verluste gesiegt hätten, würden ihre Waffen nicht hier liegen. Und unterlagen sie, so müssten sich wenigstens einige Gefallene finden lassen. Also, wo sind sie?“ Er stapfte zwischen den Waffen und Schilden hindurch, als würde er dort die Antwort auf seine Fragen finden. Barra begleitete ihn und beide Männer suchten den Boden nach irgend-welchen Spuren ab, die ihnen bessere Auskunft geben konnten. Yard stand noch immer mit dem Schild in der Hand neben den beiden Alven. „Sie haben uns den Rücken freigehalten“, sagte er nachdenklich zu sich selbst. Aldanon nickte verstehend. „Die böse Brut hat für ihren Frevel bezahlt, das ist die Antwort“, bemerkte er scharfsinnig. „Ja, sie sind den Bewohnern dieser Sümpfe begegnet“, stimmte Yard ihm zu. „Ihr Häuptling versprach uns, niemanden nach uns hindurchzulassen und er hat sein Versprechen offensichtlich erfüllt. Ich möchte nicht wissen, auf welche Weise die Erian das getan haben, aber so ist es gewesen“, fügte er schaudernd hinzu. Gerade drehte er sich Gwendon und Barra zu, um sie zu sich zu rufen, als er eine seltsame Erscheinung hinter ihnen bemerkte. Der Nebel verstärkte sich aus dieser Richtung plötzlich und die undeutlichen Umrisse von kleinen Gestalten wurden sichtbar. Auch die beiden Spurensucher sahen das jetzt und kehrten schnell zu ihren Gefährten zurück. „Da ist etwas im Nebel, das auf uns zukommt“, sagte Barra aufgeregt und etwas blass im Gesicht.

„Ich sehe es auch“, antwortete Yard und starrte weiter in die weiße Wand.

„Sind es jene Gestalten, von denen du und Gwendon erzähltet?“

Yard schwieg für einen Augenblick, doch dann erkannte er die Silhouette des Häuptlings der Toten, der zusammen mit vielen anderen Gestalten auf die Gefährten zu schwebte. Die Umrisse der Wesen waren bei Tageslicht blasser und der bläuliche Schimmer ihrer toten Augen leuchtete nicht ganz so kalt; dennoch war der Anblick noch immer unheimlich für die Menschen und den Dwanen. Vor allem Barra starrte ungläubig und entsetzt auf die vor ihm stehenden Erscheinungen, die nach und nach immer deutlicher wurden und die Formen von Männern, Frauen und Kindern bekamen. Nur in den Gesichtern der beiden Alven regte sich nichts, sah man von dem feuchten Schimmern in ihren Augen ab.

Der Häuptling der Erian trat vor und blickte zunächst eine Weile auf Aldanon, als versuche er, alte Erinnerungen hervorzuholen. „Ich grüße dich, Aldanon, Fürst der Cam-Briany. Ich freue mich, noch einmal dein Antlitz zu sehen, auch wenn dein Strahlen, das dich umgibt unsere Augen schmerzt“, sagte er mit dumpfer und weit entfernt klingender Stimme.

„Auch ich grüße dich, Moganame. Dich und dein ganzes Volk“, antwortete der Alve gerührt.

„Sprich meinen Namen nicht aus“, bat der Geisterhäuptling. „Er ist durch mein eigenes Verschulden verflucht.“

„Ich bin gekommen, um den Fluch endlich von euch zu nehmen, so wie ich es versprochen habe“, rief Yard ihm entgegen.

Die leeren Augen des verwunschenen Volkes richteten sich nun alle auf den jungen Mann, der ihre Blicke regelrecht auf seiner Haut spüren konnte. „So bist du jetzt Kaiser von Tharon und somit auch Herr über dieses Land?“, fragte der Häuptling.

Yard zog als Antwort sein Schwert Achtelon und hielt es hoch. „Diese Waffe musste zuvor von mir geschmiedet werden, das war eine meiner Aufgaben. Ja, ich bin nun der Kaiser, und wenn ihr erlaubt, auch über dieses Land und all seine Bewohner.“

„Und du nimmst den Fluch von uns, den ich einst auch über deine Ahnen ausstieß?“ In der Stimme Moganames schwang Hoffnung und Zweifel gleichzeitig mit, denn nach so undenklich langer Zeit wollte er selbst nicht mehr an eine Erlösung glauben.

„Ich bin es euch schuldig, schon allein aus diesem Grund“, antwortete Yard und deutete dabei auf die Waffen der verschwundenen Wartans. „Wenn es mir also möglich ist, werde ich euch helfen.“

Der Geist nickte und zeigte ebenfalls auf die Überreste des feindlichen Trupps. „Die Frevler kamen zwei Nächte nach euch in unser Land“, erzählte er mit finsterner Stimme. „Es waren über hundert an der Zahl und wir haben diese Wesen nach ihrem Verdienst empfangen.“

Die Gefährten verspürten ein seltsames Unbehagen bei diesen Worten und Yard beeilte sich nun, sein gegebenes Versprechen einzulösen. Er blickte auf all die schemenhaften Wesen und sprach laut und deutlich zu ihnen: „So hört mich denn an, Volk der Erian. Als Kaiser von Tharon nehme ich den vor langer Zeit ausgesprochenen Fluch von euch. Ich vergebe euch im Namen meiner Ahnen und bitte euch selbst auch um

Verzeihung. Geht in eure ewige Ruhe ein und verlasst dieses Land für immer.“

Yard hoffte, die richtigen Worte gewählt zu haben und er zweifelte zunächst daran, wirklich die entsprechende Macht für eine solche Tat zu haben, doch die folgenden Ereignisse gaben ihm Recht. Ein leises Rausen erfüllte plötzlich die Luft und wurde schließlich lauter und lauter. Erlösende Seufzer waren aus dem Nebel zu hören und dann brach das gesamte Volk der Geister auf. Ohne weiter auf die Gefährten zu achten, zogen sie in langen Reihen an ihnen vorbei, einem unsichtbaren Ziel entgegengehend. Während dieser Prozession löste sich der Nebel langsam auf und verschwand im Nichts. Ein warmer Südwind kam auf und vertrieb auch die allerletzten Schwaden.

Wie von einem weit entfernten Ort hörten Yard und seine Freunde noch einmal die Stimme Moganames rufen: „Danke, danke ... und vergesst uns nicht ...“

Kurz darauf war der ganze Spuk vorbei und die Freunde standen schweigsam in dem nun von klarer Luft umgebenen Tal des Sumpfes. Der aufgekommene Wind hielt an und sollte noch viele Tage und Wochen wehen, bis der morastige Erdboden langsam zu trocknen begann und irgendwann wieder fruchtbar wurde, um gesunde Bäume zu tragen.

Langsam machte sich die Gemeinschaft, in nachdenkliche Gespräche vertieft, wieder auf den Weg zurück. Gwendon schritt wieder voran, begleitet von einem schweigenden Dwanen, dem man ansah, dass das Erlebte ihn sehr beschäftigte. Während der Hochländer vorsichtig den immer noch tückischen Boden absteckte, blickte er seinen Freund fragend an. „Nun, was sagst du jetzt zu dieser Geschichte?“

Barra erhob seinen Blick, in seinen Augen lag ein seltsamer, beinahe trauriger Ausdruck, den man bei dem ansonsten stets fröhlichen Dwanen nicht kannte. „Oh je“, antwortete er zögerlich. „Wenn ich die furchtbare Gefahr, die ich an diesem Ort traf vorher gekannt hätte, wäre es mir schwergefallen, meinen Mut zu beweisen. Wir Dwanen sind mit Sicherheit kein ängstliches Volk und fürchten keinen Gegner. Doch diese Prüfung war hart. Nicht etwa die Furcht vor den Geisterwesen hat mich entsetzt, sondern ihr Schicksal, das mir die Endlichkeit aller Dinge zeigte. Wer kann darauf vorbereitet sein?“

Gwendon nickte, er verstand seinen Freund nur zu genau, denn auch er hatte es so empfunden. Doch dann erhellten sich seine Gedanken wieder und er kam auf ihren gemeinsamen Freund zu sprechen „Hast du bemerkt, welch große Macht in Yards Stimme lag?“, fragte er voller Stolz auf den jungen Mann.

„Ja, er hat sich sehr gewandelt, seitdem wir ihn kennen“, antwortete Barra. „Er ist zu einem wahren Herrscher geworden, selbst die Geister hören auf sein Wort. Wenn es jemandem gelingt, die dunkle Brut zu besiegen, so ist er es.“

Die beiden Männer unterhielten sich in dieser Form noch weiter, während sie langsam wieder in lebende Gebiete des Waldes gelangten und sich nun, statt mit morastigem Boden, mit dem dichten Bewuchs des Urwaldes abgeben mussten. Es gelang ihnen aber dennoch, am frühen Abend und noch vor dem Einsetzen der Dämmerung in ihrem Lager einzutreffen, wo sie bereits sorgenvoll erwartet wurden.

Der Anführer des Geleittrupps war offensichtlich sehr froh, Yard und seine Gefährten gesund und munter

wiederzusehen. Er wagte es jedoch nicht, allzu neugierig zu erscheinen und zu fragen, was die Gemeinschaft denn gesehen und erlebt hätte. Das Gesicht des Mannes sprach allerdings Bände und so wollte Yard ihn und seine Leute nicht länger auf die Folter spannen. Er berichtete den gespannt zuhörenden Männern von dem Erlebnis und sah dabei in dermaßen entsetzte Gesichter, dass er sich genötigt sah, die Männer zu beruhigen. „Fortan ist eure Furcht vor den Sümpfen nicht mehr nötig“, begann er. „Der Schrecken ist daraus für immer verschwunden und das Volk, das dort einst lebte, hat das Gebiet zu dem Meinigen erklärt. Möglicherweise erholt es sich in späterer Zeit und die Wunden des Fluches werden geheilt. Doch den einstigen Bewohnern soll man ein Andenken schaffen und die Erian sollen in den Schriftrollen von Tharon erwähnt werden. Ihre Geschichte wird als Mahnung für voreiliges Handeln und Habgier dienen. Doch jetzt genug davon, morgen brechen wir in aller Frühe nach Osiak auf, wo uns die verstärkten Truppen sicher schon ungeduldig erwarten.“

Die Gemeinschaft begab sich nach Einteilung der Nachtwache, zu der auch Yard sich aufstellen ließ, zur Ruhe und wurde nicht mehr gestört. Noch vor dem Sonnenaufgang führten sie ihre Pferde wieder auf die freie Ebene und ritten in nordwestlicher Richtung der Furt entgegen ...

Durch das Land der Veromanen

Nach einem schnellen Ritt, bei dem sie einen Bogen nach Osten vorgenommen hatten, gelangten sie am Nachmittag in Osiak an. Die Armee hatte ihr Heerlager am Rand der Ruinenstadt aufgeschlagen, da sie aufgrund ihrer Größe keinen Platz innerhalb der verfallenen Gebäude fand. Die Verstärkungen der Dwanenstämme und der Alven waren bereits eingetroffen. Mehrere hundert Lichtkrieger erschienen auf ihren weißen Cerah und bekamen fortan die Aufgabe, die Armee aus der Luft zu unterstützen und Nachrichten zwischen Vorhut und Hauptgruppe zu überbringen. Die Stämme der Dwanen hatten noch einmal dreitausend Mann gesammelt, die vorher die Grenzen ihres Landes gesichert hatten. Dermaßen gestärkt, rüstete sich die Streitmacht des Kaisers nun zum Aufbruch gegen den Feind, dessen zerschlagene Armee sich inzwischen sicher wieder sammelte.

Als Yard und seine Gefährten in das Lager einritten, wurden sie stürmisch begrüßt und viele ihrer Freunde bedrängten sie regelrecht mit Fragen. Barras Vater Berrack nahm seinen Sohn neugierig beiseite und unterhielt sich abseits des Trubels mit ihm. Seine Augen wurden bei Barras Erzählung immer größer und sein Gesicht länger. Sein Sohn war ungewöhnlich nachdenklich und schien sogar bedrückt zu sein, dennoch inspirierte Berrack diese Geschichte zu einem neuen Lied und die beiden Dwanen zogen sich zu diesem Zweck zurück.

Tiemonas und Alus traten, nachdem die Begrüßungen etwas abgeebbt waren, auf Yard zu und erstatteten ihren Bericht. Der General hatte angesichts des wilden Volkes, das sich in den Wäldern rings um Osiak

aufhielt, wieder verstärkt Wachen aufstellen lassen, doch hatte sich keines dieser Wesen bisher blicken lassen.

Der junge Kaiser ließ aus diesem Grund am nächsten Morgen des Aufbruches einen seiner Herolde, einen jungen Dwanen, zu sich kommen und bat ihn, ein Dekret in der Dwanensprache zu verlesen, so dass es von jenem geheimnisvollen Volk verstanden werden konnte. Während die langen Reihen der Reiter über die Furt übersetzten, rief der Dwane in seiner Sprache die Worte Yards: „Volk der Aufrechtgehenden, hört die Worte des Kaisers von Tharon: Fortan werden die Stadt Osiak und die angrenzenden Wälder zu eurem Eigentum erklärt. Niemand soll ohne eure Erlaubnis hindurchreiten oder lagern dürfen. Für diese Gewähr steht der Kaiser mit seinem Wort und bedankt sich somit für das Schwert, das ihr einem seiner Freunde überreicht habt.“

Während auch Yard über den Fluss setzte, wartete er eine Reaktion ab. Zunächst sah es so aus, als hätte niemand die Erklärung vernommen, doch plötzlich traten mehrere kleine Gestalten aus dem Wald heraus und stellten sich an das Ufer. Auch sie waren lediglich mit Fellen bekleidet und hielten ihre eigentümlichen, langstieligen Waffen in den Händen. Einer der Krieger besaß einen Kopfschmuck aus Federn, der zu einem röhrenartigen Helm gebunden und offenbar eingefärbt war. Ein weiterer Federkranz zierte sein Gesicht und ersetzte einen Bart. Es handelte sich bei dem kleinen Krieger sicherlich um den Häuptling seines Volkes und er besaß trotz seiner seltsamen Aufmachung ein würdevolles Aussehen.

Yard hielt sein Tier in der Mitte der Furt an und grüßte den Krieger, indem er seine rechte Hand hob. Der Häuptling machte die gleiche Geste und verbeugte sich daraufhin noch. Beide Männer verstanden sich auch ohne Worte und der Kaiser war sich sicher, dass sein Dekret verstanden worden war. Nach einem letzten Gruß wendete Yard sein Pferd wieder und schloss sich seinen Männern an.

Die Reiter hielten sich zunächst immer so dicht wie möglich am Flusslauf und folgten seinen Biegungen, doch nach einem halben Tag schlugen sie eine andere Richtung ein und näherten sich dabei den Ausläufern des Dwanengebirges, welches sie von nun an stets auf der rechten Seite begleitete. Der felsige, feste Boden eignete sich hervorragend zum schnellen Vorankommen und so passierten sie schließlich nach zwei weiteren Tagen die Grenze nach Wargland.

Während sie dieses zum Teil recht schroffe Land durchritten, ließen sie Markestiana weit westlich hinter sich zurück. Yard versäumte es jedoch nicht, einen Boten in die Stadt zu schicken, der die Bewohner der Hafenstadt vom Durchzug der kaiserlichen Armee informierte.

Die Armee gelangte nach einiger Zeit in ehemals bewohnte, aber von der dunklen Armee zerstörte Gebiete, deren Städte nur noch aus Ruinen bestanden. Die Wälder rings um die Siedlungen waren abgeholzt worden. Manche Baumstämme lagen quer über den Wegen und Straßen, so als ob sie nur aus Mutwillen umgeschlagen und liegengelassen worden waren. Auch die größeren Ortschaften, die sich im Nordwesten des Landes befanden, boten das gleiche Bild. Das Furchtbarste, was die Reiter jedoch vorfanden, war ein

Gefangenenlager, das sich außerhalb einer der größeren Städte und etwas abseits der Route der Vorhut befand. Als sie sich dem Lager näherten, lag noch immer schwarzer Rauch in der Luft, den die Cerah der Alven als erste entdeckt hatten.

Die scheinbar in aller Eile errichteten Holzbaracken waren bis auf ein paar verkohlte Überreste abgebrannt, ebenso verhielt es sich mit der aus spitzen Stämmen bestehenden Umzäunung. Aus der Anzahl der verbrannten Gebäude konnte man in etwa die Gefangenenzahl bestimmen, die hier eingepfercht gewesen war. Es mussten wohl einige hundert Leute gewesen sein, die hier ihr schreckliches Schicksal miteinander geteilt hatten, von denen jetzt aber jede Spur fehlte. Wo waren all diese Menschen geblieben, denen die Flucht nach Markestiana nicht geglückt war?

Die Reiter erhielten eine furchtbare Antwort auf ihre Fragen; zumindest was einen Teil der Gefangenen anging. Hinter einer der Baracken fanden sie die verbrannten Überreste menschlicher Körper, die auf einem großen Scheiterhaufen lagen.

Verkohlte Arme streckten sich den entsetzten Männern wie hilfesuchend und nach Rache schreiend aus diesem schrecklichen Berg entgegen. Viele der selbst hartgesottensten Soldaten weinten bei diesem Anblick und schrien ihre Wut und Hilflosigkeit laut heraus. Manche der Männer sprachen Racheschwüre aus, während andere sich schweigend an die Bestattung der geschundenen Körper machten.

Yard betrachtete die Bilder mit Grauen, er fühlte sich an seine eigene Gefangenschaft und die Bilder erinnert, die er in dem Lager des dunklen Landes gesehen hatte. Doch das hier war noch weitaus schlimmer und

für den Kaiser ein weiterer Grund, die feindliche Armee zu verfolgen und endlich im Kampf zu stellen. Doch dazu musste der Feind zunächst erst einmal gefunden werden. Wo verbarg er sich, an welchem Ort hatte die dunkle Armee sich wieder gesammelt? Diese Fragen stellten Yard und seine Anführer sich und sie sollten am nächsten Tag endlich beantwortet werden.

Am Morgen traf ein Bote der Vorhut bei ihnen ein, der seine Meldung erstattete. Er kam direkt auf Yard zu und nickte zum Gruß. „Herr, wir haben Spuren der dunklen Armee gefunden. Etwa zwei Tagesritte östlich von hier sind wir auf sie gestoßen. Die Spur teilt sich nach einiger Zeit. Ein großer Teil des Feindes wandert nach Nordosten ab, während der kleinere vermutlich mit Gefangenen nach Norden zieht.“

„Natürlich“, antwortete Yard. „Sie teilen sich, weil die Gefangenen ihnen hinderlich sind. Wir müssen versuchen, die Menschen zu befreien. Ich denke, dass sie nur von einigen hundert Wächtern getrieben werden, also werdet ihr ihnen mit der Hälfte der Vorhut folgen und sie möglichst bald stellen“, wies er den Boten weiter an. „Die Frage ist nun nur, weshalb die dunkle Armee nicht auch direkt nach Norden ausweicht, was haben sie vor?“

„Der Heerführer des Feindes ist zwar ein Monstrum, aber er ist sicher nicht dumm“, antwortete Tiemionas.

„Wenn die Spuren weiterhin in die genannte Richtung führen, versuchen sie wahrscheinlich nach Veromanien zu gelangen, das an Wargland angrenzt. Wenn die Gerüchte stimmen, so stehen die Veromanen unter der Lehnherrschaft des dunklen Volkes und sie werden den Feind zumindest ungehindert durch ihr waldreiches Land ziehen lassen.“

Viele der Anführer stimmten Tiemonas scharfsinniger Vermutung zu. Lediglich Yard zweifelte an der Absicht des Gegners, fliehen zu wollen. Der junge Kaiser hatte von Toren gelernt, alle nur denkbaren und undenkbareren Möglichkeiten in Betracht zu ziehen und die zukünftigen Ereignisse würden ihm Recht geben.

„Was tötet ihr, wüsstet ihr einen verhassten Feind hinter euch, von dem ihr glaubtet, dass er euch bei weitem unterlegen sei?“, fragte Yard lächelnd in die Runde.

Aldanon, der neben ihm stand, begann ebenfalls zu lächeln, denn der scharfsinnige Alve hatte die Gedanken seines Freundes bereits erraten. „Ich würde dem Gegner eine Falle stellen, indem ich ihn in einen Hinterhalt lockte“, sagte er laut, so dass alle ihn hören konnten.

„Dazu würde ich einen Ort wählen, an dem ich eine große Armee verbergen könnte, um dem Feind dann von hinten in den Rücken zu fallen. Der Ort müsste natürlich so beschaffen sein, dass ich von dort meine Gegner beobachten kann und ich keine Spuren hinterlasse, die mein plötzliches Verschwinden verraten.“

Yard nickte zustimmend. „Genau das wird der Feind versuchen. Wir müssen also herausfinden, welcher Ort das sein könnte. Dringt die dunkle Armee tatsächlich nach Veromanien ein, so müsste sie eigentlich eine freie, lichte Stelle für ihr Vorhaben auswählen, denn in den dichten Wäldern wird sie sicherlich keinen Kampf wagen. Wir benötigen also jemanden, der sich in diesem Land ein wenig auskennt.“

Gasria, der Häuptling der Dwanenstämme stand mit in der Runde und meldete sich nun zu Wort: „Wir Dwanen haben in früherer Zeit mit einigen Stämmen der Veromanen Handel getrieben, dabei bin ich auch selbst einige Male in ihrem Land gewesen. Es ist in der

Tat zu einem Großteil mit Wäldern bewachsen und seine Bewohner, die in viele Stämme und Familien zerfallen, leben in kleinen Gemeinden am Rand der Wälder. Lediglich im Osten, jenseits des großen Gebirges, gibt es größere freie Ebenen, die für eine Schlachtordnung geeignet wären.“

„Das ist gut zu wissen, ich danke Euch, Gasria“, sagte Yard und nickte dem kleinen Krieger zu.

Der Dwane verbeugte sich höflich und antwortete: „Stets zu Euren Diensten.“

„Lasst uns also nach Veromanien aufbrechen und Rache für all die schrecklichen Taten nehmen“, rief der Kaiser nun seinen Männern zu. „Die Spuren, die dieses Volk hinterlässt, ekeln mich an. Wir brechen noch zur Stunde auf.“ Er gab dem Boten der Vorhut noch einige Anweisungen und dann ritt dieser im schnellen Galopp davon. Die große Gemeinschaft folgte seinen Spuren, nachdem sie sich aufbruchsbereit gemacht hatte, kam jedoch verständlicherweise bedeutend langsamer voran, so dass der Bote bald einen entscheidenden Vorsprung erzielte.

Über zwei Tage lang bewegte sich die Armee noch durch Wargland und traf dabei auf keine einzige bewohnte Stadt. Nur zerstörte und niedergebrannte Dörfer säumten ihren Weg, bis sie schließlich an die Grenze zu Veromanien gelangten. Es handelte sich natürlich um eine grüne, unsichtbare Grenze, denn das Land hier war verlassen und nur von wilden Tieren bewohnt. Das Wetter änderte sich und es begann zu regnen. Je weiter nach Norden die Reiter zogen, desto stärker wurde der Regen und die dichten Wälder, durch die sie ritten, lagen ständig in einem dunstigen, feuchten Nebel.

Die immer heftigeren Niederschläge waren natürlich hinderlich für die Späher, weil die Spuren des Feindes dadurch verwischt wurden.

Die Befürchtungen wurden nur zu schnell zur Gewissheit, denn bald kam wieder ein Bote geritten und meldete bedrückt den Verlust der Fährte auf dem teils sandigen, teils felsigen Boden. „Wir haben sie leider verloren, Herr. Der starke Regen hat den Boden aufgeweicht und so die Spuren unkenntlich gemacht. Die ganze feindliche Armee scheint wie vom Erdboden verschluckt zu sein.“

Das war die Nachricht, die Yard gefürchtet hatte. Wenn man nicht wusste, wo sich der Feind verbarg, war das Risiko für die Armee zu groß, ihm nach Veromanien zu folgen. Doch zum Glück gab es noch andere aufmerksame Augen, die dem Kaiser und seinen Männern halfen. Ligobahn, der Alve, wartete am nächsten Tag mit einer sehr wichtigen Beobachtung auf. Er war mit seinen Stammesbrüdern vorausgeflogen und hatte das Gebiet am Rande des Gebirges erkundet, wo die gegnerische Streitmacht auf jeden Fall zu suchen sein musste.

Der Alve glaubte nicht, dass eine dermaßen große Armee unauffindbar sein sollte und seine hartnäckige Suche wurde schließlich belohnt. „Wir flogen sehr hoch über die Berge hinweg“, berichtete er. „Etwa zwei Tagesritte für euch von hier entfernt, gibt es einen Pass, der auf die andere Seite des dort sehr schmalen Gebirgszuges führt. Dahinter erstreckt sich ein weitläufiges Tal, durch das auch ein Fluss fließt, dort sahen wir die dunkle Armee rasten. Sie haben uns nicht bemerken können, denn die Körper unserer geflügelten Brüder hoben sich nicht von den Wolken ab.“

Wir konnten den Gegner jedoch sehr gut erkennen, die schwarze Brut hat sich wieder zu voller Stärke versammelt.“

„Den scharfen Augen der Alven sei Dank“, sagte Yard froh. „Nun wissen wir genau, was der Feind vorhat.“ Der junge Kaiser sah in die Gesichter seiner Freunde, die um ihn herumstanden. „Sie beabsichtigen es, uns an sich vorbeiziehen zu lassen, um uns dann in den Rücken zu fallen.“

„Wir greifen sie also auf jeden Fall in dem Tal an, um das zu verhindern?“, fragte Tiemonas zögerlich.

„Nein, wir tun ihnen den Gefallen“, antwortete Yard dem verblüfften General. „Ich vermute, dass sie uns nicht nur einfach verfolgen, sondern mit fremder Hilfe einkreisen wollen.“

„Ihr denkt an die Veromanen“, vermutete Gasria, der Dwane.

„Richtig, sie sollen uns von vorn angreifen und sich uns in den Weg stellen. So sollen wir eingekeilt und vernichtet werden.“

„Hm ...“, brummte der Dwane nachdenklich. „Es ist in der Tat möglich, dass sich die verfeindeten Stämme unter dem Befehl des dunklen Herrschers vereint haben. Das wäre sehr schlecht für uns, denn die Veromanen sind starke Gegner.“

„Dennoch glaube ich, dass sich dabei auch für uns eine Möglichkeit ergibt, dem Feind selbst eine Falle zu stellen“, antwortete Yard. „Die Veromanen mögen vor uns liegen und tatsächlich unter der Herrschaft des dunklen Landes stehen, aber sie werden ihre Herren sicher nicht lieben.“

Die Männer blickten den Kaiser alle mehr oder minder fragend an. Einige von ihnen errieten möglicherweise

seine Gedanken, doch keiner sagte etwas, also wurde Yard noch deutlicher: „Wir versuchen sie auf unsere Seite zu ziehen. Auch sie sind Menschen wie wir und sie müssen ihre Freiheit genauso lieben, dort sollten wir ansetzen und sie überzeugen.“

„Eine sehr gewagte Sache, denn wenn sie sich nicht überzeugen lassen, sitzen wir geradewegs zwischen zwei Armeen, die uns aufreiben werden“, gab Gwendon zu bedenken. Er kannte Yard von allen Beteiligten am längsten und wagte daher diesen Einwand.

„Wir schlagen sie mit ihren eigenen Waffen, indem auch wir uns in zwei Gruppen teilen“, antwortete der junge Mann. „Der Feind weiß uns zwar hinter sich, aber er kennt unsere genaue Stärke nicht. Das müssen wir ausnutzen, die erste Gruppe reitet an dem erwähnten Pass vorbei, wobei die Reiter einen weiten Abstand voneinander einhalten werden, um so den Eindruck einer größeren Anzahl zu erwecken. Wird diese Gruppe dann von hinten angegriffen, so kommt ihr die zweite zur Hilfe und greift nun ihrerseits den Rücken des Feindes an. Auf diese Weise gelingt es uns dann vielleicht, die Falle zu öffnen. Ich bin jedoch recht zuversichtlich, dass wir die Veromanen für uns gewinnen können, denn ich weiß um den harten Griff des dunklen Herrschers, dem jeder bald zu entkommen trachtet. Doch ich will die Entscheidung nicht allein treffen. Ein jeder mag seine Meinung zu meinem Vorschlag machen, denn alle sind gleichberechtigt. Ich weiß, dass es ein großes Risiko ist, doch eine andere Möglichkeit sehe ich nicht, endlich den Gegner zu stellen. Nur der Rückzug auf unbestimmte Zeit bleibt dann noch, also spricht.“

Yard blickte in die Runde und sah überall ernsthafte und nachdenkliche Gesichter. Aldanon sprach nun als erstes und seine Stimme klang fest überzeugt: „Ich vertraue auf Yard, denn sein Mut und sein Willen haben uns bis hierher geführt. Eine große Kraft führt seinen Verstand und sein Herz. Ich selbst habe es im Land der Cam-Briany gesehen, und deshalb folgen wir Alven ihm.“

Als nächstes sprach Gasria, auch er schloss sich Aldanons Worten an. „Selbst, wenn wir dabei untergehen sollten, so wird niemand die Dwanen treulos und feige nennen können.“

„Ich folge Yard überall hin“, sagte Gwendon. Tiemonas, Alus, Optian und all die anderen Männer folgten diesem Beispiel und so willigten alle Verbündeten ein. Das Vertrauen, das sie Yard entgegenbrachten, war sehr groß und er schien sichtlich gerührt darüber zu sein.

Die Männer machten sich nun an die langwierige Aufgabe, die große Gemeinschaft in zwei Gruppen aufzuteilen, wobei eine Hälfte der tharonischen Soldaten zusammen mit den Dwanen reiten sollte und unter Yards Leitung die erste Gruppe bildete. Die übrigen Truppen unter Tiemonas und Aldanons Führung rückten dann langsam und mit gehörigem Abstand nach. Die geflügelten Alven unter Ligobahn flogen ständig zwischen beiden Armeeteilen hin und her und beobachteten den Feind, um der nachrückenden Truppe rechtzeitig Bescheid zu geben, wann sie einzugreifen hatte.

Der Moment der Trennung war gekommen und Yard führte seine Männer in das Innere des Landes der Veromanen voran. Sie ritten immer dicht entlang des

Gebirges, das seine Ausläufer bis weit in den Norden, und schließlich auch jenseits der Grenze von Yards ehemaliger Heimat, dem Welkenland erstreckte. Die großen Wälder Veromaniens waren noch weit entfernt und lagen wie ein dunkler Schatten vor den Reitern.

Während sie durch die hier noch eher karge und von felsigem Boden geprägte Landschaft ritten, erzählte Gasria dem jungen Kaiser, was er über das Land wusste. Die Veromanen unterteilten sich in viele Gruppen und ihr Gebiet reichte bis weit in den Nordosten, wo die wildesten Stämme lebten. Die meisten von ihnen lebten in festen Familienverbänden, die in ihren jeweiligen Stammesgebieten umherzogen. Dabei kam es oft zu Überschneidungen, die häufig zu heftigen Fehden führten.

Gasria vermutete darin den Grund, weshalb dieses eigentlich sehr tapfere Volk in seiner Uneinigkeit schwach und angreifbar war, was der dunkle Herrscher sich sicher zunutze gemacht hatte. Er musste die Stämme wohl nach und nach unter seine Knechtschaft geführt haben, so dass sie sich allein nicht mehr davon losreißen konnten.

„Vielleicht hat er mit ihrer Unterwerfung einen weiteren Fehler begangen, den er jetzt noch gar nicht erkennt“, sann Yard nach. „Ich werde versuchen, das herauszufinden.“

Wie Ligobahn es vorausgesagt hatte, kamen sie nach zwei Tagen an dem schmalen Pass vorbei, hinter dessen Tal sich der Feind verborgen hatte. Rechts und links davon erhoben sich imposante Berge, deren schneebedeckte Kuppen von einer weißen Wolkendecke umgeben waren. Es hatte jetzt zwar aufgehört zu regnen, doch der Himmel war noch immer verhangen

und verdeckte die Sonne. Die Luft wurde merklich kühler und die von der Wärme ihrer Länder verwöhnten Männer zogen sich Decken über ihre Schultern. Wieder einmal musste Yard an seine frühere Heimat denken. Der Norden lag sicher noch unter einer festen Schneedecke und es würde noch Wochen dauern, bis die Schmelze endlich eintrat. „Wenn die Wärme jemals zurückkehren sollte“, fügte er in Gedanken hinzu. Doch bald vertrieb er wieder diese finsternen Grübeleien und konzentrierte sich auf seine Aufgabe.

Die Reiter ließen den Pass hinter sich. Es war für alle Männer ein ungutes Gefühl, den Feind hinter sich zu wissen und es sich nicht anmerken zu lassen, denn sie wurden sicher beobachtet. Sie zogen weiter nach Nordosten und stellten in den Nächten starke Wachverbände auf, um sicher zu sein, dass sie nicht vorzeitig angegriffen wurden. Am Tage blickten manche der Soldaten kurz zum Himmel und suchten mit schnellen Blicken ihre fliegenden Begleiter, doch meistens waren diese nicht zu sehen. Nur wenn man ganz genau hinsah, konnte man manchmal einen kleinen, weißen, sich bewegenden Punkt in den Wolken ausmachen, der den Reitern dann bestätigte, dass sie nicht allein waren.

Am frühen Morgen des vierten Tages, seit sie in Veromanien waren, gelangten sie in die Nähe einer Waldzunge, die sich von Nordwest nach Osten zog, jedoch nur wenige Meilen breit war. Hinter dem Waldstück erhob sich eine Hügelgruppe, so dass das Land dahinter nicht einzusehen war. Yard betrachtete die Landschaft und erkannte sofort ihre besondere Eignung. „Hier wird der Kampf stattfinden“, sagte er bestimmt.

„An diesem Ort werden uns die Veromanen empfangen.“

Als sich die Reiter der Waldzunge langsam näherten, bestätigten sich seine Worte, denn ein Mann der Vorhut kam aus dem Dickicht geritten und hielt direkt auf sie zu. Er hielt sein Pferd vor Yard an und grüßte ihn.

„Herr, wir haben uns in dem Wald dort hinten verborgen und auf Euch gewartet“, erklärte er. „Wenn man auf der anderen Seite aus dem Wald heraustritt, erstreckt sich eine weitläufige Talfurche hinter dem Hügel. Dort sammelt sich eine große Armee von Veromanen. Sie sehen sehr kriegerisch aus und reiten auf seltsamen Tieren, die ich nie zuvor gesehen habe.“

„Es ist also, wie ich vermutet habe“, antwortete Yard.

„Sie wollen uns hier stellen. Also werde ich ihnen entgegenreiten und mit ihnen verhandeln.“

„Ihr wollt allein reiten?“, fragte der Bote verwundert.

„Ja“, entgegnete Yard knapp. „Ich möchte niemanden in unnötige Gefahr bringen und mich allein werden sie wohl kaum als Bedrohung empfinden und angreifen.“

„Ich begleite dich und verteidige dich mit meinem Leben, wenn es sein muss“, sagte Gwendon ernst. Sein eindringlicher Ton erlaubte keine Widerrede und so war Yard einverstanden.

„Auch ich komme mit und niemand kann mich davon abhalten“, erklärte nun auch Barra. Gasria und Optian schlossen sich ebenfalls an, so dass der junge Kaiser keine Einwände mehr dagegen fand.

„Also gut“, antwortete er lächelnd über so viel Treue.

„Kommt und lasst uns dem Gegner fest ins Auge blicken. Sie sollen sich wundern, welchen Mut sie vor sich haben.“ Er fragte Gasria, welche Zeichen die Veromanen als Verhandlungssymbole ansehen würden.

„Wir trugen stets ein blaues und ein grünes Tuch zum Zeichen des Handels mit uns“, antwortete der Dwane. „So werden wir das auch tun“, sagte Yard, und ließ sich zwei Tücher in den genannten Farben bringen, die er an einem Speer befestigte. Die Armee ritt nun dem Wald entgegen, an dessen Rand sie ihr Lager aufschlug. Dann machten sich die fünf Männer allein auf den Weg, lediglich von zwei Reitern begleitet, von denen sie durch den Wald geführt wurden und die dann auf dem dahinter liegenden Hügel hielten, um die Lage zu beobachten.

Als der Kaiser und seine Begleiter die höchste Stelle erreichten, konnten sie das Land unter sich sehr weit überschauen. Tatsächlich lag zwischen dieser Anhöhe und der nächsten bewaldeten Hügelkette ein breites Tal, das wie mit einem riesigen Messer in das Land hineingeschnitten zu sein schien. Oberhalb dieses Tals erkannten sie eine scheinbar endlos lange Reihe von Reitern, die von der zweiten Höhe herabritten und sich sammelten. Die Reiterkolonne stoppte jedoch plötzlich, als sie die fünf Männer erblickte. Yard hob sofort den Speer mit den beiden Stoffbahnen und schwenkte ihn hin und her, während er sein Pferd antrieb und den fremden Kriegern mutig entgegenritt.

Die Veromanen machten in der Tat einen sehr kriegerischen und verwegenen Eindruck. Ihre Haare und Bärte waren fast ausnahmslos rot und das Haupthaar hing ihnen in dicken, geflochtenen Zöpfen bis auf den Rücken. Auf den Köpfen saßen mit goldenen und silbernen Nieten versehene Helme, aus denen lange, weiße Hörner wuchsen. Ihre kräftigen Körper steckten in Fellen und ungegerbten Lederwamsen, die an den Armen ausgefranst waren.

Am eigenartigsten waren jedoch ihre Reittiere, die Yard und seinen Begleitern sofort aufgefallen waren. Die Tiere ähnelten aus der Ferne ein wenig riesigen Hühnern, denn sie bewegten sich wie Laufvögel auf zwei kräftigen Beinen, deren Füße drei mit spitzen Klauen besetzte Zehen besaßen. Beim Näherkommen erkannte man jedoch, dass sie kein Federkleid, sondern ein dichtes braunes oder schwarzes Fell bedeckte. Die gekrümmten Schnäbel waren mit einer Reihe von spitzen Zähnen bewehrt, welche die Tiere als Fleischfresser auswiesen. Nur die Veromanen züchteten und zähmten diese Wesen, die sie Critta nannten und die in großer Zahl die nördlichen Wälder ihres Landes bewohnten. Die Männer ritten diese Tiere, indem sie ihnen gekrümmte Sättel und Schnabelgeschirre umschnallten.

Als die fünf Reiter bei den Veromanen angelangten, lenkte ein wahrhaft riesiger Krieger sein Tier aus der Reihe und kam ihnen entgegen. An seiner Seite hing ein Schwert, das fast die Länge von zwei Männerarmen besaß und mit Sicherheit nur von einem äußerst kräftigen Mann geschwungen werden konnte. In einem breiten Gürtel steckte eine weitere eigentümliche Waffe: Eine eiserne Stange, an deren Ende eine Kette mit einer stachelbewehrten Kugel hing. Das war der *Vero*, der diesem Volk seinen Namen verlieh. Der Krieger erhob seinen gewaltigen Körper noch etwas aus dem Sattel und starrte die Ankömmlinge beinahe ungläubig an.

„Ich kenne diesen Mann“, flüsterte Gasria Yard zu. „Sein Name ist Siegerich, er ist der Häuptling eines der größten Stämme und er heißt zu Recht so.“

Der Dwane wurde von der lauten Stimme des Veromanen unterbrochen, der ihnen nun zurief: „Ihr tragt die Farben des Handels, aber ihr seid ohne unsere Erlaubnis in unser Land eingedrungen. Wer von euch ist der Anführer und verantwortlich für diesen Frevel?“

„Ich bin das“, antwortete Yard ruhig.

Der Häuptling musterte ihn mit einem verächtlichen Blick. „Ein Jüngling führt euch an?“, rief er dann ungläubig. „Wie kommt es, dass sich das Oberhaupt der Dwanen von einem Knaben führen lässt?“, richtete er sich an Gasria, den er erkannte.

„Er ist der Kaiser von Tharon“, antwortete der Dwane wahrheitsgemäß.

„Der Kaiser?“ Siegerich begann zu lachen und seine Männer stimmten mit ein. „Ich hätte einen Mann auf dem Thron Tharons erwartet.“

„Ich mag in Euren Augen noch jung erscheinen, doch ich bin nicht gekommen, um mich auslachen zu lassen“, rief Yard dazwischen. Seine Stimme klang so ernst, dass das Gelächter augenblicklich verstummte.

„Nein, du bist gekommen, um zu sterben. Wir haben dir nicht erlaubt, unser Land zu betreten“, antwortete Siegerich wütend mit zusammengezogenen Augenbrauen.

„Wir verfolgen die dunkle Armee, die unsere Länder angegriffen und zerstört hat. Sie töteten viele unschuldige Menschen und deshalb folgten wir den bösen Wesen in dieses Land, um uns an ihnen zu rächen“, antwortete Yard, ohne auf die Drohung des Veromanenhäuptlings zu reagieren.

„Du bist ein Narr, wenn du glaubst, du könntest sie besiegen“, erwiderte Siegerich. „Magst du auch noch so viele Krieger mit dir führen, sie alle sind verloren,

denn die Männer mit dem Blut der Wölfe und Drachen jagen euch bereits.“

„Oh, wir wissen von ihrem Plan und wir ahnen auch, dass ihr ihnen helfen sollt, doch wir sind nicht so dumm, ohne Vorbereitung in eine Falle zu laufen. Die dunkle Armee, die sich hinter uns befindet, wird durch unsere Verbündeten nun selbst gejagt.“

Nach Yards Worten verschwand die Siegesgewissheit aus den Gesichtern der Veromanen und sie blickten den jungen Kaiser sehr verwundert an. Nach einer Weile der Fassung erhob Siegerich seine imposante Stimme jedoch wieder, indem er fragte: „Ihr kennt die Gefahr und begeht euch dennoch hinein?“

„Ja, denn wir erhoffen uns eure Hilfe“, antwortete Yard. „Menschen sollten nicht gegen Menschen kämpfen, wenn es gilt, einen gemeinsamen Feind zu besiegen.“

„Aber der Erhabene ist nicht unser Feind. Wir boten ihm unser Lehen an, denn er ist sehr stark und eine uns unbegreifliche Macht leitet ihn.“

„Und ihr bietet ihm für eure Sicherheit eure Töchter an, wahrlich ein sehr ehrenhafter Handel“, bemerkte Yard sarkastisch.

Damit zog er natürlich den Unmut der Veromanen auf sich, und Siegerich schnaubte vor Wut. „Du stellst unser Volk als Feiglinge hin? Ja, wir geben unsere Töchter als Pfand, denn wir kennen die Macht des Erhabenen. Doch er hat uns versichert, dass sie gut behandelt werden, und eines Tages, wenn er sich unserer Treue sicher ist, sehen wir sie auch wieder.“

Yard sah bei den Worten des Veromanen zu Barra und Gwendon herüber, die beide mitleidig mit den Köpfen schüttelten. Es wurde dem jungen Mann schwer um

das Herz, doch um der Wahrheit Willen, musste er diese getäuschten Menschen über die wahren, bösen Absichten des dunklen Herrschers aufklären. „Ihr werdet sie nicht wiedersehen“, sagte er langsam. „Sie werden für die Nachzucht dieser Wesen missbraucht und getötet. Ich selbst und diese beiden Männer“, er deutete auf Barra und Gwendon, „waren gefangen im Land des dunklen Volkes. Wir haben Dinge gesehen, für die es keinen Namen gibt. Die Menschen werden versklavt und umgebracht. Tausende und Tausende junger Frauen werden in ihren finsternen Berg verschleppt und man sieht sie niemals wieder. Erwacht endlich und befreit euch aus dieser bösen Leibeigenheit, die euer Volk vernichten wird.“

Yards Rede erregte natürlich noch größeren Unmut und lautes Raunen erhob sich unter den Veromanen. Siegerich allerdings errötete vor Zorn und ritt nah an den Kaiser heran. „Lügner“, brüllte er mit hochrotem Gesicht. „Ich werde dich augenblicklich ...“ Er stockte, als er Yards Waffe erblickte, deren Griff er erst jetzt bemerkte. Seine Augen wurden größer und hektisch deutete er auf die Seite des jungen Mannes. „Das Schwert, das du trägst, zeige es mir“, forderte er.

Yard zog die Klinge aus der Scheide, seltsamerweise leuchteten die veromanischen Runen glühend rot, als er das Schwert hochhielt.

„Achtelon, Achtelon, es ist Achtelon“, flüsterte es überall. Wie von einer unsichtbaren Macht bedrängt, wichen die Veromanen zurück und bestaunten scheu die leuchtende Waffe.

„Wo hast du dieses Schwert her?“, fragte Siegerich aufgeregt. „Es ist Achtelon, die Klinge des Würdigen. Sie hat große Bedeutung bei unserem Volk und war

lange verschollen, nachdem ihr Träger einst im Land der Urwälder verschwand.“

„Dieses Schwert wurde mir überreicht, man fand es bei den Ruinen von Osiak, wo ein seltsames Volk es aufbewahrte“, antwortete Yard. „Ich habe es neu geschmiedet und fünf Metallbarren hinzugefügt, in denen eine große Macht liegt. Ihr seht also, dass auch wir nicht ohne Magie sind. Diese Waffe wird dem dunklen Herrscher, den ihr den Erhabenen nennt, Widerstand leisten. In ihr liegt die Kraft aller freien Völker. Schließt euch uns an, und auch ihr werdet frei sein. Vielleicht sterben wir alle bei diesem Versuch, aber dann als freie Männer, nicht als Sklaven.“

In diesem Moment kam ein tharonischer Soldat von dem Hügel herabgeritten und hielt bei Yard an. „Herr, die Feinde kommen an. Wir sehen sie in großer Zahl schnell auf den Wald vorrücken“, meldete der Mann, während er die Veromanen skeptisch betrachtete.

„Ihr habt es gehört, die Bestien, die euer Volk betrügen, kommen näher. Ihr kennt mein Angebot, wie lautet eure Antwort?“, rief Yard den Kriegern zu.

Siegerich blickte betreten zu Boden, in seinem Gesicht spiegelte sich der Kampf wider, den er nun innerlich mit sich führte. Auch seine Männer waren hin- und hergerissen und warteten gespannt eine Antwort ihres Anführers ab.

Langsam hob dieser nun seinen Kopf und sah in die Augen des tharonischen Kaisers. „Es heißt bei uns, der Träger Achtelons könne nicht lügen und dabei leben“, sprach er langsam, wie unter einer großen Last. „Du ... hast die Wahrheit, die ganze Wahrheit ... über unsere Töchter gesprochen?“

„Ja, ich spreche stets wahr, auch wenn es mich schmerzt, in eure Gesichter zu sehen.“

Ein beinahe unmenschlicher Schrei kam nun aus der Kehle Siegerichs und mit zornsprühenden Augen zog er sein eigenes Schwert. Dann atmete er tief durch und sagte mit durchdringenden Worten: „Auch meine Tochter ging in das Land der Wolfsmänner. Sie ist mein einziges Kind, ein Sohn blieb mir immer verwahrt, doch ich liebe sie wie mein Augenlicht. Ihr Name ist Triengard und ihr Haar hat die Farbe des Sonnenaufgangs. Ihre Haut ist so weiß wie Milch und zart ihre Gestalt. Ich habe sie schweren Herzens gehen lassen und mich tröstete nur der Gedanke, dass ich sie eines Tages wiedersehe. Doch wenn deine Worte wirklich wahr sind, und du bist der Träger von Achtelon, dann ist ihr Licht für immer verloschen und das soll dieses Volk bitter bereuen.“

Er blickte sich zu seinen Männern um, sein Gesicht war nun fest entschlossen. „Krieger der Veromanenstämme“, rief er laut. „Dieser junge Mann hat uns auf die schmerzhafteste Weise die Augen geöffnet. Wir sind zu lange blind gewesen und haben mit dem Leben unserer Kinder bezahlt. Lasst uns nun zeigen, was es heißt, den Zorn unseres Volkes heraufzubeschwören. Wir schließen uns den Tharonern und den anderen Völkern an und fegen die Betrüger und Mörder hinweg. Auf, Veromanen.“

„Vorán, vorán, dem Feind entgegen.“, riefen Tausende Kehlen zur Antwort. Die Wut der Männer war entfacht und Yard hatte neue Verbündete gewonnen. Zusammen mit all den Kriegern ritten die fünf Gefährten nun den Hügel hinauf und vereinten sich auf der anderen Seite des Waldes mit den verwunderten Tha-

ronern und Dwanen. Einige erklärende Worte mussten jetzt jedoch genügen, denn es galt noch, eine vernünftige Schlachtordnung aufzustellen.

Man konnte die Feinde bereits gut erkennen, denn eine wahre Flut von schwarzen Körpern ergoss sich über die Ebene vor dem Wald. Voran ritten die Sauroden zu Pferd, Tausende und Abertausende von Wartans folgten ihnen im schnellen Lauf. Der Feind hatte sich also wieder gesammelt und seine Zahl war trotz aller Verluste noch immer beeindruckend.

Yard sammelte nun seinerseits die Truppen und stellte sie auf, wobei er Siegerich bat, sich mit seinen Kriegern noch im Wald verborgen zu halten, um dann um so überraschender gegen den Feind loszuschlagen.

Der Veromananhäuptling willigte ein und man einigte sich auf ein Zeichen, bei dem die Krieger dann eingreifen sollten. Schnell kam die dunkle Armee heran und als sie ihre Gegner sah, erhöhte sie das Tempo noch in der Gewissheit, den Feind zwischen sich und den Veromanen zu wissen. Der Kaiser ließ die Bogenschützen vorrücken, die sich in langen Reihen aufstellten und auf das Zeichen zum Schießen warteten. Ruhig und sicher sahen sie die riesige Feindesarmee auf sich zukommen, deren Gebrüll schon deutlich zu hören war.

Als die Gegner endlich in Schussweite waren, hob Yard seinen Arm und viele hundert Pfeile flogen den Sauroden entgegen. Das Zischen der zweiten und dritten Welle vermischte sich mit den Todesschreien der getroffenen Feinde, doch der Ansturm ging unvermindert weiter. Wie im Wahn rannten die Wartans dem Wald entgegen, ihre hässlichen Fratzen wutverzerrt

und über ihre getöteten Artgenossen hinwegspringend.

Die Verbündeten antworteten nun mit einem Gegenangriff und ritten im Sturm auf die Feinde zu. Yard ritt vorweg, sein Schwert gezogen und von einem hellen Glanz umgeben, der die Gegner verwunderte und verunsicherte. Offenbar waren die Weißhäute nicht so verzweifelt, wie sie es eigentlich sein sollten. Viele der Wartans bezahlten diesen Irrtum beim ersten Zusammentreffen der Armeen mit ihrem Leben. Yard lenkte seine Reiter auf die berittenen Sauroden zu, die inzwischen die Flanken der tharonischen Bogenschützen angriffen. Wie ein Keil drang die Reiterei dazwischen und die Schwerter klirrten aufeinander.

Hinter jedem tharonischen Soldaten saß ein Dwane mit auf dem Pferd und hielt dem Reiter den Rücken frei. Die Zweiergespanne ergänzten sich hervorragend, denn die kleinen Krieger ließen ihre Beile auf die Köpfe der Feinde nieder, während sie von den Schilden ihrer Vordermänner geschützt wurden. Die Sauroden hatten kein Konzept gegen diese Art Kampf, und flohen unter hohen Verlusten hinter ihre Reihen zurück.

Inzwischen war es am Waldrand zu ersten Nahkämpfen gekommen, da die Wartans in großer Zahl auf die Reservetruppen des Kaisers trafen. Yard bildete mit seinen Reitern eine lange Reihe und schloss die Feinde in einem Ring ein. Sein Schwert zuckte oft nieder, wobei es von einem schimmernden Glanz umgeben war und von dem schwarzen Blut der Bestien tropfte. Die langen Speere der Tharoner machten mit diesen Wartans ein schnelles Ende, doch noch immer rückte

eine schier unglaubliche Zahl von Feinden vor, und auch die berittenen Sauroden kehrten zurück.

Yard schwenkte nun seinen Schwertarm in Richtung Wald und mit lautem Kampfgebrüll kamen die Veromanen auf ihren zweibeinigen Reittieren daraus hervor. Die seltsamen Critta stießen schrille Töne aus, als ihre Herren sich in das Schlachtgewühl stürzten. Das Entsetzen unter den Angehörigen der dunklen Armee war groß, als sie bemerkten, dass sich ihre vermeintlichen Verbündeten gegen sie richteten. Als die feindlichen Truppen ihrer Irrtümer richtig gewahr wurden, war es bereits zu spät. Sie starben unter den Schlägen der wutentbrannt geschwungenen Veros, deren Eisenkugeln ihren Opfern die Schädel zertrümmerten.

Gemeinsam mit den Tharonern und Dwanen ritten die Veromanen über das von getöteten Feinden übersäte Schlachtfeld, der Hauptstreitmacht der Gegner entgegen, deren Angriff angesichts der neuen Lage gänzlich stockte.

Der Anführer der dunklen Armee sah die riesige Reiterkolonne auf sich zukommen und fauchte wütend. Wieder flohen seine so siegessicher gewesenen Truppen und er befand sich ein zweites Mal in der Klemme. Er bemerkte die leuchtende Gestalt von Yard, der die Reiter anführte, und befahl seinen Artgenossen, sich auf diesen Menschen zu konzentrieren und sich nochmals gegen die Weißhäute zu stellen.

Die große Gruppe der Sauroden bewegte sich vorwärts und stellte sich den anrückenden Verbündeten entgegen. Mit großer Wucht prallten die Reitergruppen zusammen, umgeben von einem sich entwirrenden Knäuel von Fußtruppen, die von beiden Seiten niedergelassen wurden.

Yard schwang seine Waffe und köpfte seinen ersten Gegner. Ein Speer, der auf ihn zuflog, wurde von Gwendons Schild abgewehrt und fortgeschleudert. Die Waffe landete im Hals des ersten Werfers und der Saurode fiel ächzend vom Pferd. Der junge Kaiser bedankte sich mit einem Kopfnicken bei seinem Freund, der niemals von seiner Seite wich.

Ringsherum nahm das Schlachten kein Ende. Männer, die von ihren Tieren abgeworfen worden waren, schlugen sich am Boden weiter. Vor allem die Äxte der Dwanen machten bei diesem schrecklichen Ringen reiche Ernte, und so mussten viele der Feinde sich bald geschlagen geben und die Flucht ergreifen, wollten sie nicht sterben.

Ein Großteil der dunklen Armee rückte ohne Halt und Ziel vom Schlachtfeld ab, ohne, dass ihr Anführer die Fliehenden aufhalten konnte. Doch kamen sie nicht weit, da sich nun vom Süden die zweite Gruppe der kaiserlichen Armee unter Tiemonas und Alus näherte. Die Falle, welche die finsternen Wesen ihren Gegnern stellen wollten, schnappte nun über ihnen selbst zu. Bald schon befanden sich Wartans und Sauroden in der Zange zwischen beiden Armeeteilen der Verbündeten und wurden ohne Ausnahme aufgerieben. Es gab nun keine Möglichkeit mehr für den Anführer der dunklen Armee, seine Truppen für einen Ausfall zu sammeln, und so versuchte er über die Seite nach Osten in das Gebirge zu fliehen. Er umgab sich mit seinen letzten Untergebenen, die ihm noch geblieben waren und schlug sich den Weg frei.

Während die Verbündeten ihre letzten Gegner besiegten, sah Yard die Gruppe von Sauroden fliehen und setzte ihnen nach. Er deutete auf den Anführer der

Wesen, dessen Kamm ihn deutlich von seinen Artgenossen unterschied, und rief: „Diesen dort dürfen wir nicht entkommen lassen, haltet ihn unbedingt auf.“

Siegerich hörte die Worte aus einiger Entfernung und blickte ebenfalls in die angezeigte Richtung. Sofort trieb er sein Tier an und schnellte den Feinden hinterher. Das zweibeinige Critta überholte sogar noch Yards Pferd und im Vorüberreiten rief er dem Kaiser zu: „Er gehört mir.“ Seinen Vero schwingend, folgte der Häuptling den Sauroden und schlug einen nach dem anderen nieder. Schließlich befand er sich auf einer Höhe mit dem Anführer und sprang von der Seite auf dessen Pferd.

Der Saurode stieß einen erschrockenen Schrei aus und fiel von seinem Tier. Siegerich stürzte sich auf ihn und ein furchtbares Ringen begann. Als die anderen Reiter am Kampfplatz angelangten, wollten sie dem Veromanen helfen, doch Yard hielt sie zurück und schüttelte seinen Kopf.

Der Veromanenkrieger schlug seinen Gegner mit furchtbarer Wucht nieder, hob ihn dann hoch und stemmte ihn mit einer gewaltigen Kraftanstrengung über seinen Kopf. Das feindliche Wesen fauchte und versuchte sich zu befreien, doch im nächsten Moment wurde es mit Wucht fortgeschleudert und krachte schwer zu Boden. Siegerich stellte sich über den Sauroden und schwang drohend seine Waffe. Das Wesen blickte ihn feindselig an, wagte es jedoch nicht, sich zu rühren.

„Unsere Töchter“, sagte der Häuptling mit schwerer Stimme. „Was ist mit ihnen geschehen?“

Er erhielt nur ein Fauchen als Antwort und so rief er donnernd: „Antworte, oder ich zerschmettere dir deinen hässlichen Kopf.“

„Sie sind es nicht mehr wert, dass man ihnen forthin den ehrenden Namen Mütter des erhabenen Volkes gibt“, zischte der Echsenmann verächtlich. „Genau wie ihr es nicht mehr wert seid, uns zu dienen.“ Das Wesen spuckte vor den Männern aus und seine Reptilienaugen verengten sich zu Schlitzeln. „Um deine dumme Frage zu beantworten“, fuhr der Saurode fort. „Ihr werdet eure Töchter niemals wiedersehen. Wir haben jedoch sehr viel Spaß mit ihnen gehabt.“ Der Anführer der dunklen Armee lachte, als er in die erschrockenen Gesichter der Menschen sah, doch sein Lachen endete abrupt, als Siegerich seinen Vero auf den Schädel des abscheulichen Wesens niedergehen ließ. Der Saurode gab ein letztes Röcheln von sich, dann war der Heerführer der geschlagenen dunklen Armee ebenso tot, wie der größte Teil seiner Untergebenen.

Angewidert wandte Siegerich sich von dem Kadaver ab. Seine Augen füllten sich mit Tränen und er bestieg schweigend sein Reittier. Die anderen Männer folgten ihm ebenso still und ritten zum Waldrand zurück, wo die siegreichen Verbündeten sich nun wieder sammelten.

Gwendon saß auf einem Stein und ließ sich eine Wunde am rechten Arm verbinden. Auf Yards besorgte Frage winkte der Hochländer jedoch beruhigend ab. „Nur ein kleiner Kratzer, ich werde es überleben“, sagte er. „Doch ich mache mir Sorgen um Barra, ich habe den Dwanen nicht mehr gesehen, seit er vom Pferd seines Reiters sprang und sich in das Kampf-

gewühl stürzte. Es wird ihm doch nichts geschehen sein?“

Yard musste bestürzt zugeben, dass er die Frage Gwendons nicht beantworten konnte, doch die Befürchtungen der beiden Freunde bestätigten sich zum Glück nicht, denn der kleine Krieger kam gerade, gefolgt von seinem Vater, von seinem letzten Kampf zurück. Er wischte seine Axt im Gras ab und lächelte seine Freunde an. „Es gab weiter vorn noch einiges zu tun“, erklärte er. „Eine Gruppe dieser verfluchten Wartans wollte sich einfach nicht geschlagen geben, und so mussten wir sie freundlich dazu überreden, sich für immer niederzulegen.“

„Ihr alle habt euch wacker geschlagen, und ich bin froh, dass es nun vorbei ist“, sagte Yard zu seinen Freunden. „Wir sollten uns jetzt um die Verwundeten und Toten kümmern. Weiß man inzwischen schon, wie hoch ihre Zahl ist?“

„Wir haben unsere Verluste“, antwortete einer der Offiziere, „doch sie sind nicht so hoch, wie wir befürchteten. Doch gibt es viele Verwundete, die der Pflege bedürfen.“

„Bereitet einige der Materialwagen vor, um sie nach Markestiana zu bringen, dort sollen die Männer von ihren Wunden geheilt werden, wenn es möglich ist. Den Toten errichten wir mit der Erlaubnis der Veromanen ein ehrendes Grabmal auf dieser Ebene.“

Die Anweisungen Yards wurden sofort befolgt und Siegerich gestattete es den Tharonern, ihre Gefallenen und die der Dwanen, zusammen mit den getöteten Veromanen zu bestatten. Zu diesem Zweck legte man einen großen Erdwall über den Toten an, der in späteren

Jahren mit Blumen bepflanzt wurde und auch Lebens-
eichen trug.

Der Kaiser bedankte sich bei den Kriegerern der Veromanen, wurde jedoch nach kurzer Zeit von Siegerich unterbrochen.

„Nicht du, sondern wir müssen dir danken, dafür dass du uns die Augen geöffnet hast und unser Volk in die Freiheit führst.“

„Deine Worte ehren mich“, antwortete Yard. „Doch der Krieg ist noch längst nicht gewonnen und wir mögen am Ende auch verlieren. Meine alte Heimat ist weiterhin besetzt und der dunkle Herrscher besitzt noch viele Armeen, die noch größer sein werden, als die geschlagene.“

„Wir werden euch bei eurem Kampf unterstützen, wenn ihr es erlaubt“, sagte der Häuptling. „Es gibt nun auch für uns keinen anderen Weg mehr. Die Stämme im Norden unseres Landes werden sich ebenfalls erheben und zu uns stoßen.“

„Das ist erfreulich und wir nehmen eure Hilfe gerne an“, antwortete Yard froh. „Mit jedem Mann, jedem Volk, das sich uns anschließt, wird die Zuversicht auf einen Sieg größer.“

Die Gedanken des Kaisers wanderten in diesem Augenblick zu Toren. Wenn doch auch er nur seine Aufgabe erfüllte und mit der Flotte aus Dschammall zurückkehrte, dann war die vereinte Armee stark genug, um es mit dem dunklen Land aufzunehmen. „Wenn du nur zurückkehrst“, fügte er innerlich hinzu und sandte seinem Freund in der Ferne einen Gruß.

Zwei Tage nach der Schlacht auf der Ebene Veromaniens verließ die Armee das siegreiche Feld und lenkte

ihre Schritte in Richtung Westen auf die noch besetzten Küstenländer zu, um auch sie zu befreien. Veromanische Boten wurden in alle Teile des Landes ausgesandt, um von dem Aufstand gegen die Lehnsherren und Betrüger zu berichten und um weitere Verstärkung zu erhalten. Gemeinsam machten sich die Verbündeten auf, um Rache für das zu nehmen, was ihnen allen angetan worden war. Eine fest entschlossene Gemeinschaft rollte nun auf den Feind zu ...

Das Meer des Nebels

In langsamer Fahrt näherte sich die Flotte der Hafengebucht von Markestiana. Viele Bewohner der Stadt standen am Kai und beobachteten das interessante Schauspiel der Anlegemanöver, die von einigen Schiffen durchgeführt wurden, während sie in den Hafen einfuhren. Der weitaus größte Teil der Armada ging allerdings vor der Bucht vor Anker, da sie aufgrund der gesunkenen Wracks der Gholaner noch keinen Platz im Hafenbecken fanden. Dennoch hatten die Inselbewohner bereits erhebliche Arbeit geleistet und sogar einige ihrer verlorenen Schiffe so gehoben, dass sie vielleicht repariert werden konnten.

Die Ankunft der unbekanntenen Flotte hatte natürlich zunächst großes Misstrauen unter den Menschen dieser Stadt ausgelöst, da man nicht wusste, wer sich vom Meer her näherte. Viele Leute befürchteten einen erneuten Angriff von der Seeseite, doch als dann die Banner des Kaisers an den Masten erschienen, erhob sich eine große Begeisterung in Markestiana.

Benjagus stand mitten unter den Leuten und begrüßte die von Bord kommenden Seefahrer. Während Alus' Abwesenheit leitete er die Aufbauarbeiten und diente der Stadt als eine Art Bürgermeister. Toren umarmte seinen früheren Retter in der Not und freute sich, ihn nun unter ganz anderen Umständen wiederzusehen. „Es hat sich viel getan, seit unserer letzten Begegnung“, sprach er den hochgewachsenen, noch immer schwarz gekleideten Mann an.

„Oh ja“, antwortete Benjagus. „Harte Wochen liegen hinter uns, doch die Aufbauarbeiten gehen gut voran und ein Großteil der Schäden ist bereits behoben.“

Doch sagt, wie kommt es, dass Ihr eine dermaßen große Flotte herführt?“

„Das ist eine sehr lange Geschichte. Unsere Bestimmung verschlug uns vor einiger Zeit nach Dschammall, wo diese Schiffe vor Anker lagen und zu einer Garnison gehörten. Jetzt haben wir vor, in den Norden zu fahren, um den Kaiser über den Seeweg zu unterstützen. Habt Ihr inzwischen Nachricht von ihm erhalten?“

Benjagus lächelte, denn er hatte in der Tat gute Neuigkeiten für Toren. „Vor etwa zwei Wochen kam ein Bote des Kaisers in die Stadt und meldete den Durchzug einer großen Armee von verbündeten Völkern, die in Richtung Nordosten zog. Dort trafen sie wohl nach einer Weile auf den Feind, der ihnen eine Falle stellen wollte. Doch seid unbesorgt“, beruhigte er Toren, „sie haben die Falle rechtzeitig erkannt und sind bei der Schlacht in Veromanien siegreich gewesen.“

„Sie sind so weit ostwärts gezogen?“, fragte Toren verwundert.

„Ja, und das dortige Volk hat sich als wichtiger Verbündeter erwiesen, denn der Kaiser vermag alle Menschen für sich zu gewinnen. Verstärkt um viele tausend Veromanen, dringt die Armee nun weiter nordwärts und verfolgt die kümmerlichen Reste der feindlichen Armee. Die Verwundeten hat der Kaiser herbringen lassen, damit sie gepflegt werden; auf diese Weise haben wir auch all die guten Nachrichten erhalten.“

„Das ist in der Tat alles weit erfreulicher, als ich es erhofft hätte“, bemerkte Toren. „Ihr sagtet, es sei zwei Wochen her, seit der Bote hier ankam, also kann die

Armee nach der Schlacht schon ein gutes Stück vorangekommen sein. Das bedeutet, dass auch wir uns nicht lange in Markestiana aufhalten werden, denn es liegt noch eine weite Strecke vor uns. Wenn Ihr es erlaubt, werden wir uns nur mit dem nötigen Proviant versorgen und legen bereits morgen mit der Flut wieder ab.“ „Soweit es unsere Lagervorräte noch hergeben, könnt ihr euch eindecken“, antwortete Benjagus. „Doch ich fürchte, es wird nicht allzu viel sein, denn die Belagerung hat an uns gezehrt. Felder, Höfe und Ställe sind zerstört, so dass es uns am nötigen Nachschub mangelt.“

Toren blickte die umstehenden Schiffsführer an und verständigte sich mit ihnen, dass nur das Allernötigste geladen werden sollte. Die Männer nickten und machten sich darauf sofort an die Arbeit. Zu diesem Zweck fuhren auch bald Hunderte von Beibooten in den Hafen ein und nahmen die Vorräte, die in den Lager-schuppen dicht am Kai lagen, auf. Vor allen Dingen benötigte man reichlich frisches Wasser, das aus dem Fluss herangeschafft und in großen Fässern durch die Stadt gerollt wurde, so dass die Ladearbeiten den ganzen Tag andauerten.

Die Seefahrer wurden dabei natürlich tatkräftig von den Bewohnern Markestianas unterstützt und es ging zügig voran. Während sich die Männer durch die Stadt bewegten, konnten sie erkennen, dass die Aufbauarbeiten tatsächlich schon erstaunlich weit fortgeschritten waren. Viele der zerstörten Häuser befanden sich bereits wieder in einem bewohnbaren Zustand. Die Gebäude, die nicht gerettet werden konnten, hatte man abgetragen und nur noch wenige Schuttberge zeugten von ihrer einstigen Existenz.

Am Abend des so arbeitsreichen Tages ließ Toren es sich nicht nehmen, zusammen mit Yassur und Estoran einen alten Freund aufzusuchen, der mit Sicherheit wie immer sehr beschäftigt war. Das Gasthaus von Lurgast war ihr Ziel und sie fanden seinen Besitzer natürlich in hektischster Betriebsamkeit vor. Sein Schankraum war inzwischen zu einem allabendlichen Treffpunkt der bunt gemischten Besatzung Markestianas geworden, und so war Lurgast gezwungen gewesen, noch zwei zusätzliche Hilfskräfte einzustellen, um der Masse von Gästen Herr zu werden.

Auch an diesem Abend war das Haus wieder zum Bersten voll, wie der Wirt sich stets auszudrücken pflegte. Daher bemerkte er zunächst gar nicht die drei neuen Gäste, die gerade zur Tür hineinkamen. Lurgast wirbelte wie gewöhnlich hinter seinem Schanktisch umher und rief seinen Helfern Anweisungen zu, die aber zumeist im lauten Stimmengewirr untergingen. Er gewahrte die plötzliche Hand auf seiner Schulter und rief, ohne sich umzudrehen: „Einen Augenblick bitte, die Herren. Ich bin sofort für Euch da.“ Er hob einen Krug auf und drehte sich nun endlich um. Als er in das lächelnde Gesicht Torens blickte, fiel ihm vor Schreck fast der Krug aus der Hand. „Ihr?“, fragte er erstaunt. „Ihr seid es wirklich, und auch Euer dschammallanischer Freund ist bei Euch. Seid willkommen, seid willkommen“, sagte er freundlich und lief um den Schanktisch herum, um die Freunde herzlich zu umarmen; eine recht feste Umarmung, wie Toren und seine Begleiter feststellen mussten und die auch Estoran nach dessen Vorstellung zu spüren bekam. „Wie ist es euch in all der Zeit nur ergangen?“, fragte Lurgast, während er sich seine Hände an seiner Schürze

abwischte. Er hatte eigentlich keine Muße für ein Schwätzchen, doch für seine ehemaligen Gäste und nun Freunde ließ er gern alles stehen.

„Das ist nicht in kurzer Zeit erzählt“, antwortete Toren. „Wir müssen bereits morgen wieder die Stadt verlassen. Doch wir wollten nicht gehen, ohne den am meisten beschäftigten Gastwirt nördlich von Tharon einen Besuch abzustatten.“

„Mit Eurer Bemerkung habt Ihr wahrhaft Recht“, stimmte Lurgast zu. „Seit dem Krieg habe ich mehr zu tun, als jemals zuvor. Aber ich will mich ja nicht beschweren, denn es ist in vielen Dingen besser geworden. Wir brauchen uns nun nicht mehr vor nächtlichen Überfällen irgendwelcher Besatzungstruppen zu fürchten“, sagte er, auf die damaligen Ereignisse anspielend.

„Das mag natürlich sein, doch der Krieg ist noch nicht vorbei und es können harte Zeiten auf uns alle zukommen“, gab Toren zu bedenken. „Doch ich will Euch nicht beunruhigen und Eure Zeit über Gebühr in Anspruch nehmen. Wenn Ihr noch einen Tisch und etwas Wein für uns habt, so sind wir vollkommen zufrieden.“

„Selbstverständlich, für euch alle immer“, antwortete der Wirt. „Bitte folgt mir.“ Er führte sie zu einem freien Tisch, der offensichtlich für besondere Gäste und Gelegenheiten freigehalten wurde und bat die Männer, daran Platz zu nehmen. Dann stellte er ihnen einen großen Krug Wein auf den Tisch und entschuldigte sich, denn es wurden an allen Ecken nach ihm verlangt, und so verschwand er im Getümmel.

Die drei Männer saßen jedoch nicht lange allein, als sich ihnen eine Gestalt näherte und vor ihrem Tisch

stehen blieb. Als der Lichtschein einer Öllampe auf sein Gesicht fiel, erkannte Toren den Mann. Eine große, auffällige Narbe zog sich durch sein Gesicht und das linke Auge war von einer schwarzen Klappe bedeckt. Es handelte sich um jenen Gholaner, der die Gefährten damals vor dem Rat seines Volkes angeklagt hatte. Das Gesicht des Mannes besaß noch immer diesen finsternen Ausdruck, als er Toren und seine beiden Freunde anblickte. „Darf ich mit Euch sprechen?“, fragte er, wobei er noch dichter an den Tisch herantrat. „Selbstverständlich“, antwortete Toren. „Setzt Euch zu uns.“

„Ihr kennt mich noch?“

„Ich habe Euer Gesicht nicht vergessen, doch ich hoffe, dass Euer Groll gegen uns inzwischen verfliegen ist.“

„Groll habe ich niemals gegen Euch und Eure Gefährten gehegt. Ich habe nur versucht, mein Volk zu schützen.“

„Was führt Euch dann zu uns?“

„Ich habe gehört, dass Ihr beabsichtigt, mit einer Flotte in den Norden zu fahren, um den Seeweg freizumachen und den neuen Kaiser zu unterstützen. Wenn Ihr es erlaubt, möchte sich das Volk der Gholaner mit zwei Schiffen und etlichen Männern der Flotte anschließen. Mehr können wir leider noch nicht aufbringen, denn Ihr habt sicher gesehen, wie es um unsere Schiffe steht. Wir wären jedoch froh, wenn Ihr unsere Hilfe brauchen könntet.“

„Jeder Mann und jedes Schiff sind uns willkommen“, antwortete Toren. „Wir freuen uns, dass sich uns so erfahrene Seefahrer anschließen. Wir wollen jedoch schon morgen wieder ablegen, seid ihr bis dahin mit euren Schiffen bereit?“

„Wir können jederzeit losfahren und werden morgen bereit sein“, antwortete der Gholaner. „Ich danke Euch und wünsche eine gute Nacht.“ So schnell, wie er erschienen war, verschwand der Mann nun wieder im Gewimmel der Gaststätte und ließ die drei Männer am Tisch zurück.

„Eine finstere Gestalt“, bemerkte Estoran.

„Er hat Gründe für sein Verhalten“, antwortete Toren.

„Aber ich denke, wir können ihm vertrauen. Jedes Schiff, welches wir hinzugewinnen, ist nur von Vorteil für uns. Die Kampfstärke und Erfahrung der Gholaner auf See kommt uns sicher entgegen.“

Da es mittlerweile schon sehr spät geworden war, leerten die Männer ihre Becher, um dann zum Schiff zurückkehren zu können. Als sie ihre Zeche zahlen wollten, wehrte der Wirt ihr Ansinnen beinahe empört ab. Lurgast bestand darauf, dass sie seine persönlichen Gäste gewesen seien und deshalb nichts zu zahlen hätten. Er ließ sich auch nicht von seiner Meinung abbringen. Endlich willigten die Männer ein und verließen nach einem herzlichen Abschied das Gasthaus, dessen heimelige Atmosphäre sie inzwischen sehr zu schätzen gelernt hatten.

Mit dem Aufkommen der Flut am nächsten Morgen setzten die Schiffe der Flotte zusammen mit ihrer neu hinzugekommenen Verstärkung ihre Segel und verließen unter großem Jubel der Bevölkerung Markestianas den Hafen. Nach und nach folgten auch die Schiffe auf See der Flottenführung und ein frischer Südwestwind trieb sie rasch in Richtung Norden voran. Noch lange winkten die Menschen der Hafenstadt ihnen nach und viele Glückwünsche begleitete die Schiffe, bis sie außer Sichtweite waren.

Die nun folgenden Tage verliefen recht ereignislos, sah man einmal davon ab, dass der gute Wind anhielt und die Flotte wie von einem höheren Willen rascher ihrem Ziel entgegengetrieben wurde, als die Männer es sich erhofft hatten. Je weiter sie dabei nach Norden kamen, desto kälter und sogar eisiger wurde die Luft, denn der Frühling hatte noch immer keinen Einzug in die nördlichen Länder gehalten und der Winter hielt sie als Verbündeter des dunklen Volkes in seinem Bann.

Während ihrer Zeit auf dem Meer hatte die Flotte keinerlei Gelegenheit, Nachrichten über den Verlauf des Krieges an Land zu erhalten, und so fuhren die Männer ihrem Ziel in der Ungewissheit entgegen, ob es der kaiserlichen Streitmacht gelingen würde, in den Norden vorzudringen oder nicht. Toren und die Offiziere und Kapitäne machten sich ihre Gedanken darüber und beratschlagten sich darüber, wie sie ihr eigenes Risiko bei der Landung in Kayhlien so gering wie möglich halten konnten.

Da es zu vermuten war, dass das Land sich gänzlich in der Hand des Feindes befand, schlug Toren, der es am besten kannte vor, sich dem Hochland von seiner Westseite her zu nähern. „Vom Landweg aus ist der Westen Kayhliens am unzugänglichsten und so können wir möglicherweise darauf hoffen, dort keine großen Truppenteile des Feindes anzutreffen“, sagte er, während die Männer sich eine Karte des Landes ansahen. „Vielleicht befindet sich diese Gegend sogar noch in der Hand ihrer rechtmäßigen Besitzer. Der Clan der Crux lebt dort, ein wilder und wehrhafter Stamm, der es dem Feind sicher nicht leicht machen wird.“

Die anderen Männer schlossen sich der Meinung des erfahrenen Toren an und einigten sich darauf, es mit dem Westen der Halbinsel zu versuchen.

„Wir sollten bereits jetzt einen westlichen Kurs einschlagen, um nicht von der näher rückenden Küste aus gesehen zu werden“, fuhr Toren fort. „Wir wenden und fahren mindestens eine Tagesweite dem Sonnenuntergang entgegen, bis wir wieder einen Bogen nach Nordosten beschreiben und auf das Land treffen.“

„Wir gelangen dann allerdings in unbekannte Gewässer, die nicht oft befahren werden“, gab einer der Schiffsführer zu bedenken.

Toren wusste, was der Mann meinte. Es war nicht etwa Feigheit, sondern lediglich die reine Vorsicht, die den Kapitän zu seinem Einwand veranlasste. Kein guter Schiffsführer lenkte sein Schiff gern in solche Gebiete, in denen niemand genau wusste, was ihn erwartete. Dennoch war der vorgeschlagene Kurs nötig, um die hohen Segel der Flotte außer Sichtweite des Landes zu bekommen und den Feind nicht schon zu früh vor der Ankunft der vielen Schiffe zu warnen. Aus diesem Grund wurde Toren's Rat umgesetzt und die neue Richtung eingeschlagen.

Die große Schiffsguppe entfernte sich eine Tagesfahrt von der nahen Küste des Festlandes und fuhr am Abend dem Sonnenuntergang entgegen, der sich aufgrund des plötzlich aufklarenden Wetters in seiner ganzen Pracht auf dem Meer zeigte. Auch die Nacht war klar und die Sterne zeigten den Steuermännern ohne Probleme den Kurs, dessen Richtung sich nach Mitternacht nun erneut änderte.

Urplötzlich schlug das Wetter jedoch um und die Schiffe gelangten in einen seltsamen, rasch aufkommenden und dichten Nebel, der sie beinahe zu verschlingen schien. Auch der bisher so günstige Wind legte sich vollkommen, so dass die Fahrt der Flotte gänzlich zum Stehen kam. Überall in dem dichten Vorhang aus feuchter Luft wurden Hörner geblasen, um sicherzugehen, dass man von dem Nachbarschiff bemerkt und nicht gerammt wurde. Das Rufen der Steuerleute und Deckwachen weckte auch die übrigen Besatzungen und so befand sich bald jeder Mann an Deck und betrachtete den unwirklichen Nebel.

Der war inzwischen so stark geworden, dass man beinahe wirklich nicht mehr die Hand vor Augen sah. Die Dunkelheit trug ihr Übriges dazu bei, so dass sich die Seeleute ihren Weg auf den Schiffen regelrecht ertasten mussten, zumal auch der Schein der Lampen nicht weit reichte.

Einer der Matrosen auf Torens Schiff starrte ungläubig in die verschleierte Finsternis und flüsterte seinen Kameraden etwas zu: „Das Meer des Nebels liegt unter uns, wir befinden uns mitten drin. Es existiert wirklich. Ich habe es bisher nur als Märchen meiner Großmutter betrachtet.“

Furcht vor diesem unbekanntem Phänomen breitete sich unter den Mannschaften aus und die wildesten Gerüchte machten bald die Runde unter den Männern. Auch Toren, Yassur und Estoran kamen aus ihren Kabinen und betrachteten das seltsame Wetter. „Ich habe derartiges noch niemals erlebt“, gestand der Schiffsführer den drei Männern hilflos. „Der Nebel scheint undurchdringlich und kein noch so geringer Wind regt sich. Ja, es gibt offensichtlich noch nicht einmal

eine Strömung, die uns vorantreiben könnte. Wir stehen fest, als hätten wir den Anker geworfen. Auch den anderen Schiffen ergeht es so.“

„Wirklich seltsam“, bemerkte auch Estoran. „Das Wetter war vollkommen klar als wir uns hinlegten, und nun kann man seinen Nebenmann nicht mehr erkennen. Und so etwas, trotz dem wir uns auf dem offenen Meer befinden. Kapitän, verstärkt die Wachen bis zum Morgen, danach werden wir hoffentlich weitersehen“, befahl der General. Der Kapitän nickte und verdoppelte rings um das Deck die Wachmänner, die in der undurchdringlichen Dunkelheit Ausschau in das scheinbare Nichts halten sollten.

Die von Estoran erhoffte Klarheit des nächsten Morgens stellte sich jedoch nicht ein. Es wurde zwar deutlich heller, aber der starke Nebel blieb und versperrte noch immer die Sicht auf die Nebenschiffe, die weiterhin ihre Hornsignale abgaben. Nicht die geringste Windbriese kam auf, so dass die Schiffe sich an genau derselben Position wie am gestrigen Abend befanden. Schließlich machte der Kapitän auf Torens Schiff den Versuch, trotz des Nebels mittels Ruder voranzukommen. Dieses scheiterte jedoch aufgrund der überaus schlechten Sicht, wobei es beinahe noch zu einem Zusammenstoß mit einem Nachbarschiff gekommen wäre, dessen Umrisse plötzlich aus dem Nebel ragten. Die zersplitterten Ruder beider Boote waren zum Glück der einzige Verlust, doch den Männern blieb nun nichts weiter übrig, als abzuwarten.

Die Stunden vergingen nur langsam und es kam den Seefahrern auf allen Schiffen so vor, als dehne sich die Zeit ins Unendliche. Schließlich wurde es wieder Nacht und wieder Morgen und nichts hatte sich an

ihrer Situation geändert. Die Mannschaften wurden noch nervöser, denn niemand glaubte nun noch an einen natürlichen Grund ihrer faktischen Gefangenschaft; selbst die Schiffsführer und Offiziere wurden unruhig.

Toren stand an der Reling des Schiffes und lauschte in die undurchdringliche, weiße Wand, denn er glaubte ab und zu plätschernde Geräusche von der unsichtbaren Wasseroberfläche zu vernehmen. Er winkte Yassur heran und bat ihn, ebenfalls auf die Geräusche zu achten. Der scharfsinnige Dschammallaner lauschte und vernahm tatsächlich auch ein Plätschern, das sich anhörte, als rühre es von der Flosse eines großen Fisches her.

„Ich bemerke es schon eine ganze Weile“, sagte Toren zu seinem Freund. „Es tritt überall rings um das Schiff auf. Wenn es sich um Fische handelt, müssen sie sehr groß sein und in Schwärmen auftreten. Diese ganze Sache kommt mir sehr seltsam vor und ich habe das unbestimmte Gefühl, dass wir beobachtet werden. Wenn ich nur wüsste, von wem?“

Yassur nickte nur stumm und antwortete nicht darauf. In diesem Moment hörten beide Männer Schritte auf sich zukommen. Erst als die zwei Gestalten nahe herangekommen waren, erkannte Toren, dass es sich um Estoran und einen jungen Soldaten in seiner Begleitung handelte.

„Endlich finde ich Euch in diesem verfluchten Nebel“, schimpfte der General. „Man kann in wenigen Schritten Entfernung aneinander vorbeigehen, ohne sich zu treffen. Als ich mich vorhin über das Deck bewegte, hörte ich, wie sich mehrere der Männer über das seltsame Wetter unterhielten. Dieser junge Seefahrer hier

scheint mehr über seinen Ursprung zu wissen, so dass ich ihn ausfragte. Ihr solltet es Euch vielleicht einmal anhören, Herr Toren.“

Toren blickte den jungen Soldaten an, dem das Ganze sichtlich unangenehm zu sein schien, denn er sah verschämt zu Boden. „Was habt Ihr zu berichten?“, forderte Toren den Mann freundlich auf.

„Herr ...“, druckste der Gefragte herum. „Es ist nur ein altes Märchen und ich habe mir so meine Gedanken darüber gemacht, die General Estoran leider mithörte.“

„Sprecht es frei heraus und denkt ja nicht, dass wir Euch etwa auslachen wollten. Wir haben auf unseren Reisen so viele seltsame Dinge gesehen und erlebt, dass es uns nicht wunderte, wenn auch alte Märchen plötzlich wahr werden würden.“

Dermaßen ermuntert, berichtete der junge Mann nun etwas mutiger von seinem Wissen. „Meine Großmutter erzählte mir früher oft recht eigenartige Geschichten“, begann er. „Sie stammte aus dem Norden und kannte viele Märchen, die von der See handelten. Einmal sprach sie von dem Meer des Nebels. Es hieß, Schiffe, die sich dort verirrten, seien verloren. Kein Wind würde sie wieder heraustreiben und die Seefahrer würden angesichts des dichten Nebels mit der Zeit wahnsinnig werden. Aus diesem Grund mieden die Schiffsführer der nördlichen Länder diesen Teil des Meeres. Der Sage nach soll der Nebel vor einem Volk warnen, das tief unten im Meer lebt und nicht gestört werden will.“

„Ein Volk, das im Meer lebt?“, fragte Toren nachdenklich und rieb sich sein Kinn.

„Ja“, antwortete der Soldat. „Meine Großmutter erzählte mir auch die Geschichte dieses Volkes. Demnach soll vor langer Zeit, als die Welt noch jung war, ein Fischer namens Galdor mit seinem kleinen Boot hinaus auf die See gefahren sein, um einen guten Fang zu machen. Er war sehr mutig und fuhr weit hinaus, doch dann geriet er in einen Sturm und sein Boot kenterte. Mit letzter Kraft hielt er sich am umgekippten Rumpf fest, den Tod schon sicher vor Augen habend. Als er nach langen Stunden aufgeben und loslassen wollte, erschien plötzlich ein seltsames Wesen, das aus der Tiefe emporkam. Galdor glaubte zu träumen oder schon dem Tode nah zu sein, denn im Wasser neben ihm schwamm eine junge Frau, halb Mensch, halb Fisch. Ihr Antlitz war wunderschön und sie rettete ihn vor dem Ertrinken. Man sagt, ihr Haar war grün und glänzend wie frisches Seegras und es umwallte ihren schlanken Körper wie ein wunderbares Kleid. Sie sprach mit ihm und ihr Lachen klang hell und fröhlich, so dass er sich unsterblich in das schöne Wesen verliebte.

Sie erwiderte seine Liebe und zeigte ihm ihre Welt im Meer. Es heißt, er war so angetan davon, dass er sich nichts sehnlicher mehr wünschte, als bei ihr bleiben zu können, ohne jemals wieder an sein früheres Leben zurückzudenken. Er bat den Vater des Lichtes so inbrünstig um die Erfüllung seines Wunsches, dass sie ihm auch tatsächlich gewährt wurde. Galdor wurde genau wie sie und gemeinsam bekamen sie viele Nachkommen, die jenes geheimnisvolle Volk gründeten, das nun in diesen Fluten leben soll. Einer der ersten Söhne ihrer Liebe wurde Murion genannt und er soll als König unter dem Meer herrschen. Damit er

und sein Volk vor der Gier der Menschen geschützt bleibt, hat er den Nebel entstehen lassen, der jeden Seefahrer warnt, diese Gewässer zu befahren. Soweit kenne ich diese Geschichte, Herr. Ich hoffe, sie klingt nicht allzu kindisch.“

„Kindisch nicht, sondern sagenhaft“, antwortete Toren, der genau wie die anderen Männer gebannt zugehört hatte. „Möglicherweise ist an dieser Geschichte mehr Wahres dran, als Eure Großmutter vermutete. Wenn dieses Volk wirklich existiert, so bleibt die Frage, wie wir es um Hilfe bitten können?“

Der junge Soldat lächelte etwas verlegen, als er antwortete: „Ich habe als Kind ein Gedicht gelernt, in dem man den Meereskönig um sein Erscheinen bittet. Ich kann mich nur noch dunkel an die Worte erinnern, aber wenn Ihr es wünscht, versuche ich sie wieder zusammenzukriegen und aufzusagen.“

„Versucht es“, ermunterte Toren ihn.

Der Soldat grübelte eine längere Zeit über die einst gelernten Worte nach und seine Augenbrauen zogen sich oft nachdenklich und zweifelnd zusammen. Doch dann hellte sich sein Gesicht auf, denn das Gedicht fiel ihm wieder ein. Er richtete sich etwas auf und sprach langsam und leise die Verse:

*Blau ist die See und weiß die Gischt.
Sturm tobt, wo Wasser und Wind sich vermischt.
Kreischen der Möwen und Brandung am Strand,
das alles befindet sich in deiner Hand.*

*Tiefen der Meere, so schwarz und so stumm.
Strömungen treiben die Fluten herum.
Herr der Gezeiten, der die Meere gesehen,
erscheine, wenn ich deinen Namen erwähn’.*

„So lautet das Gedicht, das von Murion handelt. Doch es laut auszusprechen, getraue ich mich nicht. Verzeiht mir, Herr.“

„Ihr habt Eure Schuldigkeit mehr als zur Genüge getan“, beruhigte Toren den jungen Mann. „Ich will das Gedicht aufsagen und den Namen ausrufen. Und wenn es auch nutzlos sein sollte und lächerlich erscheinen mag, dass erwachsene Männer sich an ein Märchen klammern, so haben wir es doch wenigstens versucht. Also sagt mir die Worte noch einmal auf, damit ich sie auch richtig gebrauche.“

Der Soldat flüsterte das Gedicht nochmals und Toren prägte es sich genau ein. Dann drehte er sich um und rief es laut über die Reling, in das unsichtbare Meer hinab. Er schloss, indem er den Namen Murion rief, und zwar dreimal hintereinander.

Zunächst schien es so, als besäßen die Worte wie befürchtet keinerlei Wirkung. Die Männer starrten in die Nebelwand, doch nichts rührte sich auf dem Wasser und so wollten sie bereits aufgeben. Doch plötzlich hörten sie das plätschernde Geräusch wieder, das sich ganz in der Nähe des Schiffsrumpfes wiederholte und immer stärker und häufiger wurde. Wie ein hinfort gezogener Vorhang löste sich nun auch ein Teil des Nebels auf, so dass die Seefahrer endlich die Wellen sahen, die gegen ihr Schiff schwappten.

Und noch etwas anderes sahen sie, das ihnen den Atem stocken ließ. Überall auf der Wasseroberfläche tauchten plötzlich Wesen auf, die auf die Beschreibung aus der Geschichte des jungen Soldaten passten. Es handelte sich bei ihnen tatsächlich um eine Mischung von Mensch und Fisch und sie glitten mit geschmeidigen und gewandten Bewegungen durch die

Fluten. Die Wesen waren erkennbar in männliche und weibliche Gattungen unterteilt, wobei die Frauen schlank und von zierlicher Gestalt und die Männer kräftig und muskulös erschienen. Sie trugen keine Waffen, aber die unglaubliche Kraft, die in ihren Fischschwänzen steckte und mittels der sie manns-längenweit aus dem Wasser emporschnellen konnten, war sicher Verteidigung genug.

Inmitten all dieser wunderbaren Wesen tauchte plötzlich ein würdevoll aussehender Vertreter ihrer Gattung auf. Er schien älter als die anderen zu sein und sein ernstes Gesicht zierte ein voller Bart, dessen viele Enden wie die Tentakel eines Tintenfisches herabhingen. Auf seiner mächtigen Brust prangte eine goldene Kette, an der eine riesige Muschel hing, deren Perlmutter in allen Farben schillerte. Sein starker Oberkörper ragte aus dem Wasser und schob eine beeindruckende Welle vor sich her, als er sich langsam dem Schiff Torens näherte.

Kaum war er nahe genug herangekommen, als er sich noch weiter aus dem Wasser bäumte und beinahe auf ihm zu stehen schien. „Wer von euch kennt meinen Namen und hat mich gerufen?“, rief das Wesen mit donnernder aber klarer Stimme. Sie schien von überall, ja selbst aus den tiefsten Tiefen des Meeres zu kommen und verschlug den Seefahrern die Sprache.

Erst nach einer Weile erhielt auch Torens seine Fassung zurück und antwortete: „Ich bin es gewesen, der Euch rief, Murion.“

„Wisse Mensch, eure Ansinnen interessieren uns nicht“, rief der Meereskönig. „Ihr seid aus eigenem Verschulden in den Nebel geraten, der euch warnen sollte. Kein erfahrener Seefahrer wagt sich in unser

Meer, das wir so schützen. Die Menschen bedrohen in ihrer Gier unsere Weidegründe und somit auch unser Leben. Aus diesem Grund haben wir uns vor ihnen zurückgezogen. Wer das nicht beachtet, ist unweigerlich verloren.“

„Aber wir sind nicht wissentlich in euer Gebiet geraten, denn es war Nacht und wir kennen diese Gewässer nicht“, verteidigte Toren sich. „Wir kommen aus dem Süden und sind unterwegs zu der Halbinsel Kayhlien.“

„Es gibt andere Seewege, die ihr nutzen konntet“, beharrte Murion.

„Das wissen wir, und wir hätten sie auch sicher befahren, wenn wir nicht durch den Krieg gegen ein böses Volk, das alle freien Länder bedroht, zu diesem Umweg gezwungen worden wären.“

Der Meereskönig horchte auf. „Welches Volk meint ihr, das euch bedroht?“, fragte er skeptisch.

„Eine feindselige Art, geschaffen von einem bösen Wesen, welches einst ein Hochmeister der Druiden des Nordens war. Seine Geschöpfe überfielen die Länder im Norden und nun auch im Süden. Wir sind aufgebrochen, um ihnen endlich Einhalt zu gebieten, denn Kayhlien befindet sich unter der Herrschaft dieses Volkes.“

„Ich hörte von derartigen Ereignissen“, nickte Murion verstehend. „So ist dieser böse Druide, den man einmal Dargmon nannte, also noch immer am Leben und treibt sein Unwesen? Vor einiger Zeit, als die große Kultur der Nordvölker endgültig unterging, berichteten mir die Druiden aus jenem Land, das ich einst sehr schätzte, von ihrem Kummer mit dem Meister ihres Rates.“ Murion stutzte für einen Augenblick und

setzte dann fort: „Aber für euch mögen das lange Zeitabschnitte, ja ganze Zeitalter sein, seit sich diese Dinge zutragen. Ich muss gestehen, dass mich diese Geschichte nun doch zu interessieren beginnt. Ihr sagtet, Kayhlien sei unterworfen und ihr wollt diesem Land zur Hilfe eilen?“

„Ja, wir zu Wasser und der Kaiser von Tharon und seine Verbündeten Dwanen und Alven auf dem Land“, antwortete Toren, froh darüber, nun doch die Aufmerksamkeit des Meereskönigs erregt zu haben. „Die Armee des Kaisers zieht dem Feind offen entgegen und versucht, in das Land der Welken vorzudringen, während wir vorhaben, die Halbinsel der Hochländer zu befreien.“

„Ihr erwähnt Alven, die mit euch gemeinsam kämpfen“, bemerkte Murion verwundert. „Ich wusste nicht, dass es noch Angehörige des Lichtvolkes gibt, die mit den Menschen zusammenleben. Von welchem Stamm sind sie?“

„Es sind die Cam-Briany unter der Führung von Aldanon, dem Fürsten von Tarr“, antwortete Toren.

„Aldanon weilt noch unter euch? Ich kannte ihn als jungen Mann und habe mich oft mit ihm unterhalten, als sein Volk noch zahlreich war und den Norden bevölkerte. Wir lieben die Alven, denn sie achten jedes Leben und sie waren stets unsere Freunde. Es ist schön zu wissen, dass es sie noch gibt, denn dann ist eure Welt noch nicht vollends finster geworden.“

„Sie werfen in der Tat Licht in eine dunkle Zeit und wir sind froh, sie zu unseren Verbündeten zählen zu können.“

„Unter diesen Voraussetzungen werden wir euch natürlich helfen“, rief Murion den Seefahrern zu. „Eine

Sache, für die auch Aldanon kämpft ist es wert, unterstützt zu werden. Dieses eine Mal sollen die Menschen unsere Hilfe erhalten.“

„Wir sind sehr froh und dankbar dafür, aber es befinden sich viele Schiffe in dem Nebel, denen geholfen werden muss“, antwortete Toren. „Ich hoffe, wir beanspruchen eure Hilfe nicht zu sehr.“

Murion lächelte beinahe verschmitzt über die Worte. „Ich weiß, wie viele ihr seid, denn ich sehe nahe über zweihundert Schiffe hier stehen. Ihr müsst wissen, dass der Nebel nur für die Augen der Menschen bestimmt ist. Wir sehen die Strahlen der Sonne in die Tiefe gleiten, wo sie uns Wärme und Licht in unsere Wohnstätten bringt. Werft so viele Seile wie möglich über die Schiffsbugen und benachrichtigt auch eure Brüder davon. In einer Stunde kehre ich mit vielen Angehörigen meines Volkes zurück und dann werden wir euren Schiffen wieder Fahrt verschaffen. Der Nebel wird jedoch bleiben, denn er ist für immer geschaffen. Doch sorgt euch nicht, wir führen euch hinaus.“

Mit diesen Worten verschwand der Meereskönig wieder in einer tosenden Welle, die auch von den Männern der benachbarten Schiffe bemerkt wurde, denn plötzlich wurde der Kapitän auf Torens Schiff verwundert angerufen: „Heda, Flottenführer, könnt Ihr mich hören?“

„Ja, wir hören euch“, antwortete der Schiffsführer.

„Wir sehen seltsame Erscheinungen auf dem Wasser“, rief die andere Stimme und so entstand eine erklärende Botenkette, mit der auch all die anderen Kapitäne über den neuen Stand der Dinge benachrichtigt wurden. Die nötigen Befehle wurden fortan an jedes Nachbarschiff weitergegeben, was natürlich die ge-

samte, von Murion gewährte Stunde in Anspruch nahm. Starke Seile wurden auf allen Schiffen festgemacht und in das Wasser geschmissen, obwohl sich so mancher der Männer noch immer keinen rechten Reim darauf machen konnte.

Doch schon bald sollten alle Zweifler es erfahren, denn nach der anberaumten Stunde erschienen plötzlich vor jedem Schiff etliche der Meeresbewohner und banden sich die Seile wie Geschirre um die starken Oberkörper. Nachdem Murion einen hellen, melodösen Ton ausgestoßen hatte, setzten sich alle Schiffe der Flotte mit einem Ruck in Bewegung. Ausrufe starken Erstaunens erklangen überall aus dem Nebel, denn die Mannschaften konnten noch immer nicht ganz glauben, was nun mit ihnen geschah.

Selbst der ansonsten so nüchterne Yassur, der zusammen mit Toren am Bug des Flottenführungsbootes stand, äußerte seine übergroße Verwunderung mit Gestik und Worten. „Dschammar ist wirklich groß, denn er schuf so vielfältiges Leben“, sagte er bewundernd.

Es war auch in der Tat phantastisch, was sich vor den Männern auf dem Wasser abspielte. Tausende der schlanken und glänzenden Körper schossen durch die Fluten und zogen mit unglaublicher Kraft die immerhin sehr großen und beladenen Schiffe, die bald so schnell an Fahrt gewannen, als triebe der kräftigste Wind sie an. Dabei verhielten die Meeresbewohner sich so geschickt, dass keines der Schiffe einem anderen zu nahe kam. Auch schienen diese Wesen nicht müde zu werden, denn sie wurden während der ganzen Zeit nicht langsamer.

Nach etwa einer halben Stunde rasend schneller Fahrt durch den dichten Nebel gelangte das erste Schiff auf einmal wie durch einen Vorhang wieder an die klare Luft. Nach und nach folgten auch die anderen Teile der Flotte und erschienen aus der weißen Wand. Der Himmel war zwar bewölkt, aber nach der langen Zeit waren die Menschen froh, endlich wieder in die Ferne sehen zu können. Der Weite Blick über das Meer kam ihnen wie ein Geschenk vor und sie jubelten über die Befreiung aus dem Nebel

Als endlich alle Schiffe aus der Nebelwand herausgeführt worden waren, setzte auch wieder Wind ein, der die Segel aufblähte und ihnen wieder eigene Bewegung verlieh. Die Meeresbewohner lösten sich von den Seilen und schwammen nun wie ein munterer Schwarm Fische zwischen den Schiffen hindurch. Erst jetzt konnten die Menschen ihre Helfer richtig betrachten und deren Anmut bewundern. Auch Murion erschien wieder an der Oberfläche und baute sich im Wasser vor der ersten Galeere auf.

Toren winkte ihm zu und bedankte sich bei dem König des Meeres. „Wir danken Euch und Eurem Volk für die Hilfe und werden euch niemals vergessen“, rief er Murion zu.

„Achtet fortan den Nebel, es sei denn, ihr geratet im Laufe dieses Krieges wieder einmal in Not, dann sei es euch von uns aus erlaubt, unser Meer zu durchfahren“, antwortete der König. „Seid siegreich und grüßt mir Aldanon, wenn ihr ihn seht.“

„Das werden wir.“

Nach einem letzten Gruß verschwand das gesamte Meeresvolk wieder so schnell, wie es erschienen war. Nur weiße Gischt blieb als schnell verblassende Spur

in den Fluten übrig und zeugten noch für kurze Zeit von den kräftigen Fischeschwänzen der anmutigen Wesen. Die ganze Flotte setzte nun wieder Vollsegel und fuhr, nachdem sie sich neuformiert hatte, der Westküste Kayhliens entgegen. Noch so mancher der Seeleute blickte über das Heck zurück auf das Meer und fragte sich, ob er das zuvor Erlebte nicht nur geträumt hatte ...?

Sieg oder Niederlage

Der Reiter lenkte sein graues, mit dichtem Fell bedecktes Hochlandpferd im schnellen Galopp über die mit Schnee und Eis überzogene Talsohle, deren Boden langsam anstieg und nach etwa einer halben Meile in die zerklüftete Hochebene der Westküste Kayhliens führte. Die Hufen des Tieres schleuderten große Eisstücke weit hinter sich und der Atem von Pferd und Reiter bildete dampfende Wolken. Noch immer war es eisig kalt, obwohl die Zeit der Schneeschmelze eigentlich schon weit fortgeschritten war und die ersten Frühlingsboten auftauchen sollten. Doch in diesem Jahr war alles anders. Die Kälte blieb und mit ihr blieben auch die finsternen, fast schwarzen Wolken, die seit der Zeit des Überfalls durch das dunkle Volk den Himmel über Kayhlien beherrschten.

Der Mann hatte jedoch keine Zeit, sich weiter Gedanken über das Wetter zu machen, denn er befand sich immerhin auf der Flucht. Nur für einen kurzen Augenblick gönnte er sich und seinem Tier eine Pause und hielt an, um sich nach seinen Verfolgern umzusehen. Weiter unten im Tal, das er gerade durchritten hatte, konnte er einen kleinen Punkt ausmachen. Das musste einer der zwei Wartans sein, die ihm nun schon zwei Tage nacheilten. Der andere war nicht zu sehen, denn die beiden Verfolger hatten sich offenbar getrennt, um den Flüchtenden in die Zange nehmen zu können.

Der Reiter nahm für einen kurzen Moment das schützende Tuch vom Gesicht, um besser durchatmen zu können. Er war noch relativ jung, mochte sein dreißigstes Lebensjahr noch nicht erreicht haben. Dennoch war ihm die schwere Aufgabe anvertraut worden, die

Erkundung des Feindes zu übernehmen. Er war schließlich ein Hyle, und zwar Gylas, der Bruder Gwendons. Sein Auftrag hatte ihn in das Landesinnere und die Südküste geführt, an der seine ehemalige und seit dem Angriff fast vollständig zerstörte Heimatstadt lag. Dort befanden sich jetzt befestigte Lager des Feindes und von dort drohte ein erneuter Angriff auf die letzte Bastion der noch freien Hochländer: Die Felsenburg der Crux.

Gylas hatte gesehen, wofür er ausgesandt worden war und er befand sich bereits wieder auf dem Rückweg in das unwegsame und deshalb für den Feind schwer einnehmbare Land, als er leider von zwei der berittenen Bestien entdeckt worden war. Vor ihm lag jedoch schon die erste Anhöhe als Vorbote auf die schwer zugängliche Steilküste. Der kleine Nadelwald mit seinem dunklen, dichten Baumbestand bot sicher eine Möglichkeit, sich zu verbergen und dem Feind eine Falle zu stellen.

Während er sein Reittier den steilen und von verharschtem Schnee bedeckten Aufstieg vorsichtig empor lenkte, reifte ein Gedanke in ihm. Die beiden Wartans waren hinter ihm her, um zu verhindern, dass er seine Leute vor dem bevorstehenden Angriff warnte. Gylas hatte nun vor, den Spieß umzudrehen und sich einer List zu bedienen. Die Wolfsmänner waren zwar stark, aber nicht besonders klug, deshalb glaubte der junge Mann, dass sein Plan durchführbar war.

Seine Augen suchten einen geeigneten Ort für sein Vorhaben und nach kurzer Zeit entdeckte er ihn. Etwas oberhalb von ihm stand eine starke Fichte, deren unterster Ast in einer erreichbaren Höhe hing. Gylas

flüsterte seinem Pferd etwas ins Ohr, stellte sich dann im Sattel auf und ergriff den Ast, als er sich genau darunter befand. Mit einer schnellen Bewegung schwang er sich hinauf, während das kluge und verständige Tier weiter ritt, als säße sein Reiter noch auf ihm. Der Hochländer wusste, dass seine Feinde den Spuren im Schnee folgten, aber da sie nicht gerade sehr scharfsinnig waren, hoffte er, dass sie die veränderte Tiefe der Abdrücke nicht bemerkten.

Jetzt hieß es für den jungen Mann nur warten und sich ruhig verhalten, bis sein Verfolger auftauchte. Die Tatsache, dass sich die beiden Wesen getrennt hatten, kam Gylias hier entgegen; auch wenn er im Moment nicht wusste, wo der zweite Verfolger sich aufhielt. Doch der Hochländer war sich seiner Sache sehr sicher und so kauerte er still im dichten Astwerk des Baumes. Noch war der Gegner nicht zu sehen und so blieb Gylias Zeit, über das Gesehene nachzudenken. Sein einstiges Heimatland war nicht mehr wiederzuerkennen, so sehr hatte dieses verhasste Volk dort gewütet. Die Wälder rings um Hylesburg waren abgeholzt worden und an ihrer Stelle befanden sich nun hässliche Backsteinbauten und rauchende, verkohlte Holzscheiterhaufen. Viele der einst trutzigen Gebäude der Stadt waren restlos geschleift worden, um Platz für die Unterkünfte der dunklen Armee zu schaffen. Auch die anderen Orte, die Gylias gesehen hatte, boten ähnliche Bilder.

Doch am schlimmsten waren die furchtbaren Arbeitslager, in denen Tausende von versklavten Menschen bis zur Erschöpfung schufteten mussten. Sie wurden offensichtlich dazu gezwungen, Schiffe zu bauen. Der junge Hochländer hatte viele Rohbauten gesehen, an

denen die Sklaven Tag und Nacht arbeiteten. Das dunkle Volk nutzte die Erfahrungheit der Hochländer im Schiffbau, um seine Flotte zu erweitern und damit weit entfernte Länder überfallen zu können. Der Nachschub des Feindes schien unendlich zu sein und Gylias bedauerte die unglücklichen Bewohner jener anderen Länder, die vielleicht noch nichts von ihrem baldigen Schicksal ahnten.

Er dachte an die Gemeinschaft, mit der Gwendon, sein Bruder, ausgezogen war, um ein so hehres Ziel zu erreichen. Bei diesen Gedanken erfasste ihn eine große Traurigkeit, denn er war sich sicher, dass die Männer gescheitert und möglicherweise sogar schon tot waren. Seit der Rückkehr von Kapitän Barg hatten die Hyles keine Nachricht mehr von den Gefährten erhalten, und nachdem ihr Vater Onges bei Hylesburg gefallen war, war er, Gylias, nun der letzte Überlebende des engsten Familienkreises.

Seine Gedanken wurden unterbrochen, denn er vernahm plötzlich schweres Hufgetrappel. Die Pferdeschritte erklangen dicht vor ihm und kurz darauf erschien tatsächlich einer der Wartans im Blickfeld des jungen Mannes. Die scheußliche Fratze des Wesens verbarg sich unter einem dunklen Reitermantel, den es sich über die mächtigen Schultern gelegt hatte. Das schwarze Pferd hatte Schwierigkeiten auf dem steilen und rutschigen Pfad und es schnaubte angestrengt unter der schweren Last. Dennoch trieb sein Reiter es unbeirrt weiter, ohne genauer auf die Spuren zu achten. Der Wartan verhielt sich also genau so, wie Gylias es vermutet hatte. Als er unter dem besagten Ast durchritt, sprang der junge Hochländer mit einem Satz hinter ihm auf das Pferd. Das Tier scheute und bäumte

sich erschrocken auf, wobei es beide Reiter abwarf. Gylas landete schwer auf dem Rücken und für kurze Zeit blieb ihm die Luft weg. Doch er erholte sich schnell wieder und sprang auf die Beine. Auch der Wartan erhob sich und blickte seinen plötzlichen Angreifer eher verwundert als feindselig an, denn mit einer solchen Aktion seines vermeintlichen Opfers hatte er sicher nicht gerechnet. Schließlich zog das Wesen doch sein Schwert und stürzte sich mit einem lauten, knurrenden Schrei auf den jungen Mann.

Gylas reagierte blitzschnell indem auch er seine Waffe zog und sie seinem Gegner nach bester Hochländerart entgegenschleuderte. Mitten im Lauf wurde der Wolfsmann von dem Schwert in die Brust getroffen und durchbohrt. Er blieb wie angewurzelt stehen und starrte ungläubig auf den Griff der Waffe, dann grunzte er nochmals schmerzerfüllt und fiel um.

Der Hochländer trat vorsichtig heran und zog die Klinge unter großer Kraftanstrengung aus dem Kadaver heraus. Das Blut des Wesens war fast schwarz und tropfte von dem Stahl in den weißen Schnee, aber der Wartan regte sich nicht mehr.

„Das war für Vater und Gwendon“, sagte Gylas leise und wischte sein Schwert ab. Der erste Gegner war damit besiegt, doch irgendwo in dieser Gegend musste sich auch noch der zweite aufhalten. Der junge Mann vermutete, dass der andere Wartan das Tal in aller Eile durchritten hatte, um die Anhöhe dann weiter nordwestlich zu erklimmen und ihm den Weg abzuschneiden. Es konnte also sehr gut möglich sein, dass sich das Wesen bereits vor ihm befand und ihn an einer unübersichtlichen Stelle erwartete. Um dieser Möglichkeit zu entgehen, ersann der junge Mann eine weitere

List. So schnell es ging, streifte er den dunklen Reitermantel des Getöteten über und schritt langsam auf dessen schwarzes Pferd zu.

Das Tier war nach dem Abwurf seines Reiters nur wenige Schritte oberhalb des Kampfplatzes stehen geblieben und knabberte an einigen Zweigen. Es schnaubte zwar zunächst, als Gylias sich ihm näherte, doch die beruhigenden Worte des Hochländers und der dunkle Mantel erweckten sein Vertrauen. Es gelang dem jungen Mann, auf das Pferd aufzusteigen. Sein eigenes Tier befand sich ebenfalls in der Nähe und kam auf Gylias Pfeifen sofort heran. Gwendons Bruder band die Zügel des Grauen am Sattel fest und begann den weiteren Aufstieg in der Hoffnung, nicht heimlich beobachtet worden zu sein. Die Kapuze des Mantels weit in das Gesicht gezogen hoffte er, seinen zweiten Gegner lange genug täuschen zu können, bis er nahe an diesen herangekommen war.

Bald hatte er den bewaldeten Grat der Anhöhe erreicht und ritt auf dem schmalen Pfad weiter westwärts. Tief sog er die Luft, die schon salzig roch ein, die Nähe des Meeres war eindeutig zu spüren. Wenn Gylias das Waldgebiet mit seinem unwegsamen Gelände verlassen hatte, würde er auf die Steilküste gelangen, an deren äußerstem Ende die gut geschützte Felsenburg der Crux wie ein Bollwerk der letzten freien Hochländer stand. Doch noch hatte er die sicheren Mauern nicht erreicht und er ahnte, dass er auch noch auf den anderen Warten stoßen würde.

Tatsächlich verbarg sich dieser schon hinter einer dichten Baumreihe etwas unterhalb des Grates, und sah den Reiter auf sich zukommen. Das Wesen erkannte die vermeintliche Gestalt seines Artgenossen,

der das Pferd des Verfolgten mit sich führte, also offensichtlich schon Erfolg gehabt hatte. Ärgerlich knurrend über das geneidete Glück des anderen Wartans, trieb er sein Pferd an und ritt hinauf, um seinen Kameraden zu empfangen.

Gylias bemerkte die Gestalt und zwang sich dazu, ruhig weiterzureiten. Der Wartan rief ihm etwas Unverständliches in seiner grunzenden Sprache zu, offenbar stellte er eine Frage. Die einzige Reaktion, die dem Hochländer in diesem Moment einfiel, war ein nichts-sagendes Schulterzucken, welches aus seiner Sicht hoffentlich zu der Situation passte. Noch immer schien der Wolfsmann sich täuschen zu lassen, und so ritt der junge Mann weiter auf ihn zu. Erst als er dicht herangekommen war, warf er plötzlich den Mantel ab und hieb mit seinem verborgenen Schwert nach dem Feind.

Doch der Wartan war aufgrund des seltsamen Verhaltens seines vermeintlichen Artgenossen misstrauisch geworden und parierte den Schlag mit einer schnellen Bewegung. Die Waffen klirrten aufeinander und es kam zu einem harten Schwertkampf, bei dem Gylias im Nachteil war, da die beiden aneinandergebundenen Pferde ihn in seiner Beweglichkeit behinderten. Die gewaltige Kraft seines Gegners zeigte sich in erschütternden Schlägen, die sich von Gylias Klinge bis in den Arm fortsetzten. Die einzige Möglichkeit, die er besaß, war vom Pferd abzuspringen und einen geeigneten Kampfplatz unterhalb des Weges zu suchen.

Wollte sein Gegner ihn nicht verlieren, so war auch dieser gezwungen, ihm zu folgen. Genau das lag genau in der Absicht des Hochländers. Der junge Mann setzte seinen Plan um und lief ein Stück die Anhöhe

hinab. Der Wartan tat es ihm natürlich gleich und folgte. Wütend brüllend, rannte er dem Menschen hinterher, der sich jedoch plötzlich umdrehte und auf ihn wartete. An dieser etwas lichterem Stelle wollte Gylas sich seinem Gegner stellen, denn nun konnte er sein Geschick und seine gewandten Bewegungsmöglichkeiten ausnutzen, um den schwerfälligeren Feind endlich auszuschalten.

Das weitaus größere Wesen fletschte seine furchteinflößenden Zähne und knurrte, kam auf den letzten Metern jedoch langsamer und vorsichtiger heran. Gylas blickte dem Wartan fest in die Augen und hob sein Schwert. Für einen kurzen Augenblick standen sich die beiden Kontrahenten wie Raubtiere vor dem Sprung gegenüber und beobachteten sich. Dann kreuzten sich die Klingen wieder.

Der junge Mann besaß nun mehr Bewegungsfreiraum und parierte geschickt jeden wuchtigen Schlag seines Gegenübers. Doch auch der Wartan war trotz seiner Größe und Masse kein schlechter Schwertkämpfer und er verletzte mit einem gekonnten Streich Gylas linken Arm.

Diesen Erfolg quittierte das Wesen mit einem höhnischen Grunzen. Der junge Mann war jedoch nicht ernsthaft verwundet und noch lange nicht besiegt. Mit einer schnellen Bewegung wich er, sich duckend, einem horizontal geführten Schlag aus und stach selbst instinktiv zu. Er traf das rechte Bein seines Gegners und durchstieß die lederne Rüstung. Blut strömte aus dem klaffenden Loch und der Wartan heulte erschrocken auf. Für einen Augenblick war die Aufmerksamkeit des behaarten Wesens abgelenkt und das nutzte der gewandte Hochländer sofort aus. Mit einer blitz-

schnellen Drehung holte er Schwung und schlug seinem Widersacher die Klinge mit einer solchen Wucht in den Hals, dass der Schädel beinahe abfiel. Der Torso stand für einen Moment völlig ruhig da, dann erzitterte er und stürzte wie ein gefällter Baum nieder.

Gylias ließ seine Waffe fallen und stützte sich auf die Oberschenkel, sein Atem ging schwer und sein Herz pochte wie wild in der Brust und in den Schläfen. Der Kampf hatte viel von seiner Kraft gekostet, doch jetzt war er vorüber und er hatte gesiegt. Lange Zeit zum Triumphieren blieb dem jungen Mann allerdings nicht, denn er erinnerte sich an seine Aufgabe und die Notwendigkeit, die Hochländer vor der anrückenden Armee zu warnen. Die Feinde mochten inzwischen schon losgezogen sein, die Zeit drängte also.

Er stieg die Anhöhe schnell wieder nach oben, setzte sich auf sein eigenes Pferd und band die beiden Schwarzen am Sattel fest. Die wenigen Widerständler in der Cruxburg konnten jedes Reitpferd gebrauchen, auch wenn ihre Chancen immer geringer wurden. Gylias hoffte nur, dass ihnen noch genügend Zeit blieb, um einen Fluchtweg zu finden, denn einen offenen Kampf konnten sie gegen die große Masse der Feinde nicht wagen. Er trieb die Tiere zu so großer Eile wie es das Gelände zuließ an und erreichte bald felsigen und gering bewachsenen Boden. Schon bald konnte er das entfernte Rauschen der Brandung vernehmen und kurz darauf gelangte er auf die Klippen der rauen Westküste Kayhliens.

Nach etwa zwei Meilen gelangte man an den westlichsten Ausläufer dieser Klippe, der von zwei spitz aufeinander zulaufenden Steilwänden gebildet wurde. Ihre äußerste Kante ragte dabei in das Meer. Die-

sen sehr schmalen und daher gefährlichen Weg musste man zunächst beschreiten, bevor man zu der Felsenburg der Crux gelangte. Höchstens zwei Pferde hatten hier nebeneinander Platz, so dass es sich erklärte, weshalb die Burg nicht oft das Ziel von Angriffen gewesen war. Dennoch befand sie sich nun in großer Gefahr, denn das dunkle Volk würde sich nicht länger von der Unwegsamkeit abhalten lassen, um dieses letzte Widerstandsnest endlich einzunehmen.

All diese Gedanken gingen Gylas gerade durch den Kopf, als sein Blick plötzlich auf das Meer gelenkt wurde und er stutzte. Er strengte seine Augen noch mehr an, denn er glaubte zunächst, sich getäuscht zu haben, doch das war nicht der Fall. Er sah Hunderte von weißen Segeln aus dem Westen auf sich zukommen. Eine riesige Flotte befand sich dort auf See und steuerte die Küste an. Natürlich war er überrascht über diese Entdeckung und er stellte sich die Frage, wer sich Kayhlien dort auf dem Meer wohl näherte? Im Grunde fand er darauf nur zwei Antworten: Entweder war es eine Flotte des Feindes, die als Verstärkung von der Seeseite anrückte, oder es handelte sich um tharoniosche Schiffe. Beides bedeutete den endgültigen Untergang der Hochländer, denn die Tharoner galten ja als Verbündete des dunklen Volkes, dem sie sicher zur Hilfe kamen.

Doch diesmal sollte der junge Hochländer sich täuschen und er bemerkte seinen Irrtum, als er die Banner an den Masten der Schiffe erkannte, die in gerade diesem Augenblick gehisst wurden. Tatsächlich erkannte er den tharonischen Greifvogel auf den Flaggen, doch es befanden sich auch die altbekannten Zeichen der Kaiser darunter. Noch verwunderter war er, als er am

Mast des Flottenführungsschiffes die Wappen der Hyles und der Crux erkannte, die wie Zeichen der Hoffnung im Wind wehten und zu deuten schienen, dass sich hier Freunde näherten.

Noch bevor er sich weitere Gedanken darüber machen konnte, bemerkte er eine Anzahl von Reitern, die von der anderen Seite des Klippendreiecks kamen und direkt auf Gylas zuhielten. Es waren Angehörige der Besatzung der Cruxburg, denn natürlich hatte man auch von dort die Schiffe bemerkt und war sofort herausgeritten, um sich das Schauspiel auf dem Meer näher anzusehen. Lohenard Crux, das alte Oberhaupt seines Clans und langjähriger Widersacher der Hyles, sowie sein Sohn Darges führten die Reiterschar an. Gylas hatte die beiden rauen Männer zu schätzen gelernt und die alte Feindschaft war längst verschwunden. Ausgerechnet Lohenard war es gewesen, der am Todestag von Onges Hyle dessen Leichnam mit seinem eigenen Leben gegen alle anstürmenden Feinde verteidigt hatte, als diese versuchten, den toten Körper zu zerhacken.

Für kurze Momente kamen dem jungen Hochländer wieder die schrecklichen Bilder dieses finsternen Tages in den Sinn, doch dann lenkten die angekommenen Reiter ihn ab. Sie sprangen von ihren Pferden und gesellten sich zu Gylas auf die Klippe.

„Endlich bist du zurück“, sagte Lohenard. „Wir haben uns große Sorgen um dich gemacht und wollten schon aufbrechen, um dich zu suchen, als wir plötzlich die Schiffe bemerkten. Hast du sie zählen können?“

„Ja, es sind an die zweihundert“, antwortete Gylas. „Und sie kommen gerade zur rechten Zeit, denn der Feind rückt in großer Zahl an.“

„Aber es scheinen doch tharonische Galeeren zu sein und die Tharoner paktieren mit dem dunklen Volk“, bemerkte der Anführer der Crux verwundert.

„Sie haben die Banner unserer Clans an ihren Masten, vielleicht ist Gwendon mit seinen Gefährten bei ihnen“, weckte Gylas die Hoffnung und deutete auf das vordere Schiff. Mittlerweile war die Flotte vor Anker gegangen und die Banner waren nun deutlich zu erkennen.

„Du hast Recht, es sind unsere Clanwappen. Hoffen wir, dass es nicht nur eine List des Feindes ist, denn wenn sie sich von zwei Seiten nähern, dann sind wir wirklich verloren.“

„Es sind unsere Freunde, denn nur sie kennen unsere Zeichen“, sprach plötzlich eine Stimme aus der Reitergruppe, die Lohenard begleitete. Der Besitzer der Stimme trat vor, obwohl seine hochgewachsene Gestalt die anderen Männer ohnehin überragte. Es war Marwinar der alte Druide, der dem Überfall zum Glück auch entkommen war. Sein dichter weißer Bart wehte im Wind, als er die Schiffe näher betrachtete. „Zwei Männer auf diesen Schiffen gehören zu der Gruppe, die mit Yard Tauris von Kayhlien aufgebrochen war, um die Metalle zu suchen. Sie haben Erfolg gehabt und sind siegreich gewesen, ich kann die neue Macht des jungen Kaisers spüren. Diese Flotte dort kommt uns zur Hilfe.“

Marwinars Stimme klang so bestimmt, dass keiner der anderen Männer ihm widersprach. Sie hatten längst gelernt, dass der alte Druide mehr sah, als sie. Seine Vermutungen und Vorhersagen bestätigten sich, als ein Landungsboot von dem ersten Schiff zu Wasser gelassen wurde und auf den weitläufigen Strand un-

terhalb der Klippen zuhielt. Obwohl von einer Reihe großer tharonischer Schilde umrahmt, konnte man von der Felsenküste aus schon bald die Gesichter von zwei der Insassen erkennen. Schließlich landete das Boot und die beiden Männer entstieg ihm.

„Es sind Toren Bakun und der dschammallanische Krieger“, entfuhr es Gylas. „Aber ich kann Gwendon nicht bei ihnen sehen, hoffentlich ist er noch am Leben.“ Der junge Mann machte ein besorgtes Gesicht und konnte es kaum noch erwarten, endlich Nachricht über das Schicksal seines Bruders zu erhalten.

Mittlerweile waren die Männer auf der Klippe entdeckt worden und Toren winkte ihnen von unten zu. „Heda Gylas, seid Ihr das dort oben?“, rief er ihnen zu, wobei er sich sehr anstrengen musste, um die Brandung zu übertönen.

„Ja, ich bin es, Herr Toren“, antwortete Gylas ihm. „Linker Hand von Euch könnt Ihr einen Spalt im Fels sehen. Haltet darauf zu, so erreicht Ihr eine steinerne Treppe, die zu uns hochführt.“

Die beiden Männer am Strand winkten zum Zeichen, dass sie verstanden hatten und befolgten den Rat. Tatsächlich fanden sie bald die verdeckten Stufen und stiegen sie hinauf, bis sie endlich oben angekommen und von den Hochländern begrüßt wurden.

Natürlich wurden sie sofort mit allerlei Fragen bestürmt, die sich jedoch auf die Schnelle nicht beantworten ließen, denn sie hätten dann Tage mit ihrem Bericht verbracht. Toren bat zunächst darum, alle Schiffsbesatzungen an Land bringen zu können und fragte nach einem geeigneten Ort dafür. „Wir sind über achttausend Mann und ich fürchte, an dieser Stelle können wir nicht landen. Aber ich vermute, dass

ihr uns einen geeigneten Platz nennen könnt. Wir haben diese Küste angesteuert, da wir annahmen, dass sie sich aufgrund ihrer Beschaffenheit noch in eurer Hand befindet“, erklärte er.

„Ihr hattet Recht“, bestätigte Lohenard. „Doch dieser Teil des Landes ist auch der letzte freie, alles andere befindet sich unter dem Joch dieser Bestien, davon jedoch später. Wenn ihr diese Klippen umfahrt, gelangt ihr bald in eine Bucht, die sich unterhalb unserer Felsenburg befindet. Dort werdet ihr eine von einem starken Gitter geschützte Grotte vorfinden, in die ihr mit kleinen Booten hineinfahren könnt. Von dort aus wird man euch in die Burg führen. Der Aufstieg ist groß genug für viele Männer und im Inneren des Burghofes findet ihr zunächst Platz. Ich werde dafür sorgen, dass das Gitter hochgezogen wird, wenn ihr kommt.“

„Wir danken Euch und machen uns sofort auf den Weg zurück zu unserer Flotte, um die Männer zu unterrichten“, antwortete Toren. Kurz darauf bestiegen Yassur und er wieder das Landungsboot und fuhren zurück, während sich die Reiter auf der Klippe wieder in die Felsenburg begaben.

Auf dem Schiff angelangt, wurden sämtliche Schiffsführer per Flaggenzeichen von der bevorstehenden Landung benachrichtigt, worauf kurz danach schon die ersten Boote zu Wasser gelassen und bestiegen wurden. Sie hielten auf die erwähnte Bucht zu, wobei sie den langen Sandstrand entlangfuhren, der nach und nach schmaler wurde und schließlich an jenem gewaltigen Felsen endete, auf dem die Burg thronte.

Als das erste Boot mit Toren, Yassur und Estoran an Bord um die Klippe herumfuhr, sahen die Männer die beschriebene Grotte, in die sie hineinfahren sollten.

Eine mächtige Felswand ragte weit über ihre Köpfe hinaus in die Bucht und verwandelte die Geräusche der Brandung durch den Widerhall in ein gewaltiges Donnern. Es handelte sich hier um eine natürliche und auch sehr imposante Aushöhlung des Felsens, die tief in das Innere hineinführte und an einem durch künstliche Bebauung begradigten Anlegeplatz endete. Über dieser Stelle ragten Dutzende von spitzen Eisenstangen herunter, die ein Gitter bildeten und beim Herablassen die Durchfahrt und das Anlegen von Booten unmöglich machten. Das Gitter wurde von zwei sehr großen Ketten gehalten, die durch schmale Schächte weit nach oben führten, wo sie mittels Zahnräder sicher aufgerollt waren.

Mehrere Männer standen mit Fackeln an den Anlegeplätzen und wiesen die ersten Boote ein. Die Bootsbesatzungen stiegen bis auf die Ruderer aus und wurden über eine große Steintreppe nach oben geführt. Trotz der vielen tausend Männer, die sich nun der aufwendigen Landeprozedur unterziehen mussten, verlief die Sache bald recht reibungslos, wobei sich die Rudermannschaften regelmäßig ablösten und nach zwei Fahrten durch die mitgenommenen Männer ersetzt wurden.

Die vorher erwähnte Treppe wand sich in mehreren großen Bögen hinauf und mündete in einem aus Felsen bestehenden Topf, der als Burghof diente und die Ausmaße von mindestens zwei Feldern besaß. Rings um diesen Topf führten weitere Treppen in den Wohnbereich dieser beeindruckend wirkenden Burg. Die zahlreichen künstlichen und natürlichen Eingänge in der hoch aufragenden Felswand deuteten darauf hin, dass der gesamte Abschnitt dieser Klippe wohl

vollkommen ausgehöhlt sein musste und den zahlreichen Bewohnern genügend Wohnraum bot. Dort, wo der Felsen unterbrochen oder nicht mehr vorhanden war, hatte man ihn durch starkes Mauerwerk ersetzt, das sich nahtlos in die schroffen Formationen einpasste und somit eine feste und sichere Heimstadt für den Clan der Crux bedeutete.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Treppenausgangs befanden sich mehrere Stallungen und sogar einige Beete, mit denen die Menschen dieses Ortes einen Teil ihres Nahrungsbedarfes deckten. Das kam ihnen bei eventuellen Belagerungen sicher zugute, zumal sie ja auch noch das Meer als Fischlieferant hinter sich wussten und einem Feind auf diese Weise lange trotzen konnten. Der einzige Ausgang auf der Landseite bestand aus einer Zugbrücke, die sich über einen breiten Spalt in der Klippe legte und von zwei natürlichen Felsentürmen umrahmt wurde. Diese Türme wurden mit außen eingeschlagenen Stufen bestiegen und dienten als Wachtürme. Zu diesem Zweck hatte man ihnen in sicher recht langwieriger Arbeit die Spitzen gekappt und dann mit mannshohen Mauern umgeben, in welche Schießscharten eingelassen waren.

Insgesamt betrachtet, musste diese Burg wohl als der sicherste Ort in ganz Kayhlien betrachtet werden, was natürlich erklärte, weshalb sich die letzten freien Kämpfer der Hochländer hier gesammelt hatten.

Während Toren und seine Begleiter die gesamte Verteidigungsanlage erstaunt betrachteten, kamen auch immer zahlreichere Bewohner aus ihren Felsenbehauungen und beobachteten neugierig die vielen Neuankömmlinge. Vor allem die fremdländischen, dunkelhäutigen Krieger mit ihren Breitschwertern und die

seltsamen Seeleute, deren Köpfe bis auf einen Zopf vollkommen kahl waren, erregten die Aufmerksamkeit der Hochländer.

Es dauerte noch den ganzen Tag an, bis nach und nach all die vielen tausend Mann der Flotte in der Burg angekommenen. Aufgrund der beträchtlichen Größe des natürlichen Burghofes, konnte ein großes Zeltlager errichtet werden, in dem diejenigen Männer Platz fanden, die man nicht mehr in den Felsenwohnungen unterbringen konnte. Dank der hervorragenden Umsicht der Crux wurden den Soldaten und Kriegern bald Lebensmittel und Getränke, aber auch freundliche Worte entgegengebracht, so dass diese erste Begegnung der so verschiedenen Völker in einer freundschaftlichen Weise verlief.

Unterdessen hatte Lohenard Crux Toren und die Anführer der Flotte zu sich in seine Wohnstadt gebeten, um nun Genaueres zu erfahren und die langersehnten Helfer von der Lage Kayhliens zu unterrichten. Er erzählte den aufmerksam zuhörenden Männern von dem Überfall der schwarzen Drachen, die sämtliche Siedlungen und Ortschaften der Clans angegriffen und durch ihre mächtigen Waffen zerstört hatten.

„Sie kamen am dunkelsten aller Tage und warfen ihre böse Fracht über den Häusern aller Städte und Dörfer ab“, berichtete Lohenard mit zornrotem Gesicht.

„Viele tausend Menschen starben und unsere Bogen hatten ihnen nichts entgegenzusetzen. Als unser letzter Widerstand in Hylesburg zerbrach, kamen die Wolfsmänner mit Schiffen aus dem Land der Welken herüber und schlugen ihre Lager auf. Es waren Tausende und Abertausende, ihre Zahl schien kein Ende zu haben. Sie unterwarfen alles und jeden, den sie

erreichen konnten. Die, die sie gebrauchen konnten, wurden versklavt, andere verschleppten oder töteten sie. Den letzten Kriegern blieb nur noch die Flucht. Sie schlugen sich bis hierher durch, denn unser Land konnten die Bestien bis jetzt noch nicht einnehmen. Nach einigen Wochen meldeten unsere Kundschafter große Truppenbewegungen des Feindes. Viele von ihnen zogen anscheinend wieder aus Kayhlien ab, unter ihnen zum Glück auch ihre Drachen und deren Reiter, die nicht mehr zurückkehrten. Seit diesen Tagen haben wir uns in dieser alten Burg verschanzt und trotzen den Eindringlingen, so gut es uns möglich ist.“ Lohenard entfernte sich von dem lodernden Kaminfeuer, vor dem er die ganze Zeit gestanden hatte. Er schritt auf Gwendons Bruder zu, stellte sich hinter ihn und legte seine Hände auf dessen Schultern. Dann fuhr er fort: „Dieser junge Mann hier, Gylia Hyle, den ich inzwischen liebe wie meinen eigenen Sohn, brachte uns jedoch heute noch schlechtere Nachricht. Der Feind ist aufgebrochen, um uns endlich zu schlagen. Ein großer Truppenverband ist unterwegs hierher. Doch die Götter unseres Clans scheinen ein Einsehen mit uns zu haben, denn sie sandten euch zu uns. Mit eurer Hilfe wird es uns vielleicht gelingen, dieses verfluchte Volk zu besiegen. Doch nun sollt ihr uns zunächst von eurer seltsamen Fahrt berichten und was aus eurer Gemeinschaft geworden ist.“

„Das alles ist natürlich nicht mit wenigen Worten erklärt“, antwortete Toren. „Nur so viel können wir Euch in aller Eile mitteilen, dass Tharon wieder von einem Kaiser geführt wird. Es ist jener junge Yard Tauris, der Euch von Marwinar in Hylesburg gezeigt wurde. Er hat den Thron nach langen Kämpfen zu-

rückerobert. Er ist also wirklich zu dem geworden, wozu er bestimmt war. Mittlerweile folgen ihm viele Völker, die alle zusammen gegen den einen Feind ziehen. Gwendon befindet sich übrigens auch bei ihm und ich bin sicher, dass er wohlauf ist.“

Bei seinen letzten Worten hatte Toren Gylias angeschaut, der nun erleichtert aufatmete und sich mit einem warmherzigen Blick bei dem Tharoner bedankte. „Diese Vielvölkerarmee“, setzte Toren nun fort, „zieht nordwärts und wird, wenn alles gelingt, möglicherweise bald das Land der Welken erreichen. Sollten wir hier in Kayhlien bei der sicher kommenden Schlacht siegreich sein, so fahren wir danach hinüber und vereinigen uns mit der kaiserlichen Armee. Weitere Überlegungen haben wir uns noch nicht machen können. Ich hoffe, es kommt einmal der Tag, an dem wir unsere Erlebnisse in aller Ruhe berichten können. Möge diese friedliche Zeit auf uns alle warten.“

„Ihr sprecht wahr, es ist jetzt nicht der Moment dazu, Geschichten zu erzählen“, stimmte Lohenard Toren zu. „Ihr und Eure Leute seid sicher müde von der Fahrt und ihren Strapazen und wir haben euch schon zu lange von eurer verdienten Ruhe abgehalten. Es wird schließlich noch heißen, die Crux seien ein Haufen von allzu redseligen Plauderern geworden, deshalb gewähren wir euch nun den verdienten Schlaf.“

Die anwesenden Männer fühlten in der Tat eine große Müdigkeit in sich, denn anstrengende Stunden lagen hinter ihnen und am morgigen Tag mussten sie wieder früh aufbrechen, um gemeinsam mit den Hochländern in den Kampf zu ziehen. Aus diesem Grund löste sich die Versammlung bald auf und man begab sich in einen relativ ruhigen Schlaf im Schutze der Burg.

Noch während des Morgengrauens befanden sie sich wieder auf den Beinen und bereiteten den Abmarsch vor, der jetzt schnell vorangehen musste, denn Kundschafter hatten in der Nacht das rasche Herannahen des Feindes gemeldet. Die einzelnen Tausendschaften der Tharoner wurden gesammelt und geordnet zogen sie vor das Tor, wo sie die endgültige Aufstellung einnahmen. Die Dschammallaner, die Gholaner und die kleinere Anzahl an Hochlandkriegern gesellten sich dazu.

Da die Burg nicht gänzlich ohne Schutz zurückbleiben sollte, stellten die kayhlienischen Kämpfer nur etwa zweitausend Mann, die jedoch noch von einer größeren Gruppe kriegerischer Frauen verstärkt wurden. Diese Frauen gehörten zu den Crux und waren für ihren verwegenen Mut und ihre Tapferkeit bekannt. Sie standen den Männern in der Schwertkunst in nichts nach und die schwarzbemalten Gesichter spiegelten ihre Kampfeslust wider.

Etwa die Hälfte der Clankämpfer besaßen noch Pferde, die entweder den Crux gehörten oder von den übrigen Familien gerettet worden waren. Diese Reiter bildeten die Vorhut, um ihre Kampfgefährten sicher über die tückischen Klippen zu führen.

Nachdem der schmale Grat überwunden war, gelangte die Armee in das Landesinnere und zwar ziemlich genau an die Stelle, an der Gylias auf seine beiden Gegner getroffen war. Diese bewaldete Anhöhe eignete sich hervorragend für die Soldaten, sich im Verborgenen zu halten, während die tausend Reiter der Vorhut weiter hinunterritten, um nach dem anrückenden Feind Ausschau zu halten. Da diese Stelle die am einfachsten begehbare für Reiter und Fußtruppen war,

vermutete man die Ankunft der gegnerischen Truppen natürlich eben hier. Der Kampf würde also sicher am Saum des Waldes stattfinden.

Wie vermutet ließ der Feind wirklich nicht mehr lange auf sich warten. Bald schon kehrte die Reitergruppe zurück auf die Anhöhe und meldete, dass sich die dunkle Armee bereits am Rand des Talkessels befand und den Aufstieg begann.

„Sie müssen ihre gesamten Kräfte gesammelt haben, die sie in ihren Garnisonen hatten, es sind sicher zehntausend Krieger“, meldete einer der Reiter.

„Also nicht viel mehr als wir selbst, das ist von Vorteil“, bemerkte Toren zufrieden. „Der Großteil ihrer Armee ist nach Süden gezogen und wurde dort aufgerieben, und wir werden ihnen heute hoffentlich auch eine unvergessliche Lektion erteilen.“

Lohenard nickte zustimmend und gab dann das Zeichen für die Schlachtaufstellung der Hochländer. Trotz der unterschiedlichen Clans, zu denen seine Leute gehörten, achteten sie alle auf sein Kommando. Nach dem Tod von Onges Hyle war er nun der letzte große Anführer seines Volkes und somit die Hoffnung der wenigen Widerständler.

Am Fuß der Anhöhe konnte man die lange Reihe von schwarzen Körpern erkennen, die sich wie eine Schar von Insekten hinaufschlängelten. Unaufhaltsam begannen sie den Aufstieg in das letzte freie Gebiet von Kayhlien. Angetrieben durch das Gebrüll ihrer Anführer und sichtlich bemüht, den Aufstieg so schnell wie möglich zu schaffen, hasteten die widerlichen Kreaturen ihren heimlichen Beobachtern entgegen.

Plötzlich wurden sie jedoch ihrer menschlichen Gegner gewahr und die wilde Hast geriet für einen Mo-

ment ins Stocken. Am Rand der Bäume standen die letzten freien Hochländer und erwarteten sie in einer regelrecht herausfordernden Aufstellung, so als könnten diese wenigen armseligen Gestalten etwas gegen die dunkle Armee ausrichten.

Die Wartans brachen angesichts der kleinen Anzahl an Feinden in ein höhnisches Gelächter aus und deuteten den Menschen mit Gesten deren baldige Niederlage an. Doch lange gaben sie sich damit nicht mehr zufrieden und begannen den Ansturm auf die Gegner. Dieses taten sie jedoch nicht in der vorherigen Marschordnung, sondern in einem wilden Durcheinander von Emporklimmen, Hetzen und gegenseitigem übereinander Stolpern.

Es schien, als sei jede einzelne Gruppe daran interessiert, als erste bei den Gegnern anzukommen, um den Sieg dann für sich in Anspruch nehmen zu können. Die Abteilungsführer trieben ihre Untergebenen dabei auch noch an und es entwickelte sich ein regelrechter Wettlauf dem Gegner entgegen. Die Wartankrieger behinderten und bekämpften sich dabei gegenseitig und waren so mit sich selbst beschäftigt, dass sie die hinter den Rücken der Hochländer heranschleichenden Soldaten und Krieger nicht bemerkten.

Erst, als sich plötzlich ein tharonischer Schilderwall vor ihnen aufbaute und sie den lauten Kriegsschrei der Dschammallaner vernahmen, die wie ein Wirbelsturm durch sie hindurchfegten, erwachten die Feinde aus ihrem vorzeitigen Siegestaumel. Doch zu der Zeit war es bereits zu spät für eine Einsicht. Die Schlacht entbrannte voll und die menschlichen Gegner waren längst nicht so schwach, wie ihre Feinde es sich zuvor erhofft hatten ...

Die letzte Schlacht

Die Höhlenwände seiner finsternen Halle glühten blutrot, genau wie sein unbändiger Zorn, der sich jetzt in einem wütenden Brüllen äußerte und den gesamten Berg erschüttern ließ. Riesig groß stieg seine Gestalt empor, bis sie fast die gewölbte Felsendecke ausfüllte und eine beängstigende, tiefe Schwärze ausstrahlte.

Winzig klein schien dagegen das Wesen zu sein, das vor ihm im Staub lag, ja regelrecht kroch und hoffte, nicht mehr weiter von ihm beachtet zu werden. Der Zorn des Herrn war fürchterlich und richtete sich oftmals auch gegen den Überbringer einer schlechten Nachricht. Er, der unscheinbare Saurode, war als einer der wenigen Überlebenden der verlorenen Schlacht im Süden dazu auserkoren worden, die Niederlage und fast vollständige Vernichtung der Südarkmee vor dem Erhabenen zu beichten. Jetzt, wo er wie ein Wurm im Dreck lag und nie gekannte Ängste verspürte, war er sich nicht mehr sicher, ob er es mit dem Überleben wirklich besser getroffen hatte, als seine gefallenen Artgenossen.

Doch die Wut des Erhabenen verrauchte und seine Gestalt wurde wieder etwas kleiner. Er drehte sich von seinem Boten weg, den er überhaupt nicht mehr wahrnahm und begann zu grübeln. Der verschreckte Saurode kroch langsam und kaum merklich Stück für Stück zurück. Seine Arme zitterten dabei so heftig und sein Atem ging rasend schnell, dass er fürchtete, die Geräusche könnten die Aufmerksamkeit des Herrn wieder auf ihn lenken.

Er täuschte sich zu seinem Glück jedoch, denn der dunkle Herrscher saß längst schon wieder auf seinem Thron und dachte über die gerade gehörten Botschaf-

ten nach. Innerlich lächelte er, denn im Grunde lief alles so, wie er es vorausgesehen hatte. Eine Armee war verloren, doch das kümmerte ihn wenig; wenn er auch nicht vermutet hätte, dass sein Gegner so schnell dermaßen stark werden würde. Doch sollten diese Narren ruhig jubeln und ihren kleinen Sieg feiern. Das führte am Ende nur umso eher dazu, dass sie in ihre Falle liefen. Dieser kleine, selbsternannte Kaiser führte seine Truppen bereits in den Norden und damit direkt ins Verderben. Wenn er sich erst einmal in das dunkle Land vorgewagt hatte, würde er, der Erhabene Herrscher, diesem ahnungslosen Emporkömmling zeigen, was wirkliche Macht bedeutete. „Dann ist der Sieg vollkommen und ich erhalte endlich, was mir schon lange zusteht“, dachte er und ein unbeschreibliches Machtgefühl durchströmte ihn. Es nahm so sehr Besitz von ihm, dass er sich eines finsternen Lachens nicht mehr erwehren konnte. Er blickte dabei auf die blaue Kugel, die neben ihm stand und in der sich inzwischen ein dichtes Aderngeflecht um ihr Opfer gebildet hatte, und sein Lachen wurde noch heftiger und lauter. Nur ein Gedanke störte ihn und unterbrach plötzlich seine furchtbare Heiterkeit: Der Verrat, den seine Lehenverbündeten an ihm begangen hatten, war ein spitzer Dorn im Fleisch seiner Siegesicherheit. Die Vereinigung der Veromanenstämme war ein Fehler gewesen. So lange sie zerstritten gewesen waren (meistens durch seine Einflüsterungen), hatten sie sich ihm gefügt. Doch jetzt standen sie auf der Seite seiner Gegner und das störte ihn gewaltig. Nicht, dass er sich etwa vor ihnen fürchtete, aber ein einmal unter seiner Herrschaft stehendes Volk durfte sich nicht gegen ihn

auflehnen; seine Rache hierfür würde fürchterlich werden ...

Die Vermutungen des dunklen Herrschers in Bezug auf das Fortschreiten der kaiserlichen Armee waren richtig, denn die große Heerschar rückte unaufhaltsam nach Norden vor und hatte bereits die unbewohnten Gebiete südlich des Welkenlandes und jenseits des Grauwaldes passiert. In all den langen Wochen seit ihrem Aufbruch waren die vielen Reiter auf keinen nennenswerten Widerstand gestoßen. Nur vereinzelt Garnisonen des Feindes waren noch besetzt gewesen und meistens eilte der kaiserlichen Armee ihr Ruf voraus, so dass sie nur noch verlassene und zerstörte Dörfer vorgefunden hatten.

In fast jedem Land, welches sie durchkreuzten, schlossen sich ihnen Widerstandsgruppen an, die einen aussichtslosen Kampf gegen den Feind geführt hatten. Doch der Hauptteil der dunklen Armee war geschlagen und ihre Nachschublinien unterbrochen, denn im Nordosten war der Veromane Gehrenhard mit den nördlichen Stämmen erfolgreich gewesen. Nachdem er die Nachricht von dem Aufstand seines Volkes gegen den dunklen Herrscher vernommen hatte, sammelte er seine Mannen und verwehrte den ehemaligen Lehnherren den Durchzug durch das Land. Aufgrund der dichten Bewaldung und der Beschaffenheit des Landes, war den Veromanen das trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit dennoch geglückt.

Als die kaiserliche Armee schließlich in dieses Gebiet vordrang, vereinigte sie sich mit den etwa dreitausend Mann der Armee Gehrenhards.

Auf diese Weise war die Armee Yards beinahe auf die doppelte Stärke angewachsen und niemand schien sie mehr aufhalten zu können. Dennoch blieb der junge Kaiser stets vorsichtig und rechnete immer mit einem unerwarteten Angriff. Er wusste, dass mit der Zerschlagung einer feindlichen Armee noch lange nicht der Krieg gewonnen war. Sein Gegner verfügte sicher noch über viele solcher Armeen. Yard fragte sich jedoch schön länger, wann der dunkle Herrscher seine Truppen einsetzen würde? Wie weit konnte er selbst noch vordringen, bis die wahrscheinlich gestellte Falle zuschnappte? Die zurückliegenden Erfolge waren zu leicht, zu einfach und zu schnell gewesen. Manchmal kam es Yard so vor, als führe er Zehntausende von Mäusen direkt in den Rachen der Schlange hinein. Doch es gab keinen anderen Weg, und so stürmte die riesige Reiterkolonne über das Grenzland von Yards früherer Heimat.

Statt Freude darüber zu empfinden verspürte der Kaiser an diesem Tag nur eine ungewisse Furcht. Dunkle Vorahnungen quälten ihn und wurden zur Gewissheit, als die Armee tiefer in das Welkenland vordrang. Yard erkannte das Land nicht mehr wieder. Seine schlimmsten Befürchtungen wurden noch übertroffen, als er die abgeholzten Wälder, die zerstörten Höfe und verbrannten Dörfer sah.

Auch die Männer an seiner Seite waren entsetzt. Sie waren durch viele geschundene und von der dunklen Armee zerstörte Länder und Gebiete gekommen, doch das Welkenland war am schlimmsten betroffen. Kein Stein stand mehr auf dem anderen. Die einzigen Gebäude, die noch höher als eine halbe Mannslänge emporragten, waren verkohlte Mannschaftsunterkünfte

des Feindes, ansonsten hatten sie alles geschleift. Selbst die Äcker und Felder waren verbrannt, diese Erde würde für lange Zeiten keine Früchte mehr hervorbringen.

Diese traurige Ödnis vor Augen, gelangten sie schließlich in die Gegend, in der die kümmerlichen Überreste einer Stadt lagen, die einst Welkenheim gewesen war. Auch hier bot sich den Reitern das gleiche Bild. Alle Gebäude waren niedergerissen und verbrannt worden, selbst von dem Regierungspalast war nur noch Schutt und Asche übrig. Yard hatte Schwierigkeiten, dessen genaue frühere Lage zu bestimmen. Einige zerlumppte und halbverhungerte Gestalten krochen zwischen den Trümmern umher und versuchten sich beim Anblick der Armee zu verbergen.

Diese bedauernswerten Gestalten waren der jämmerliche Rest jener für welkische Verhältnisse einst so lebhaften Stadt. Yard befahl, sie einzusammeln und möglichst gut zu verpflegen. Er selbst entdeckte in der Nähe des zerstörten Palastes eine gekrümmte Gestalt, die auf einem Marmorblock saß und in einem regelmäßigen Takt hin und her wippte. Ein wild wuchernder Bart wies die Gestalt als Mann aus, zumindest schien er das einmal gewesen zu sein, denn jetzt glich er mehr einem wilden Tier, als einem Menschen. Das dünne Haar hing wirr von seinem Kopf und sein Gesicht war über und über mit Schmutz beschmiert. Sein ehemals wohl einmal weiß gewesenes Gewand war zerfetzt und schlotterte um seinen ausgemergelten Körper.

Yard stieg langsam von seinem Pferd und ging mit beruhigenden Worten auf den Mann zu, der jedoch keine Notiz von ihm nahm und seinen Oberkörper weiter-

hin wiegte. Der Kaiser riss ein Stück Stoff aus seinem Mantel und tränkte es mit etwas Wasser. Dann kniete er sich zu dem Mann nieder und wischte vorsichtig dessen Gesicht sauber.

Die arme Gestalt hielt in ihren Bewegungen an und sah Yard lächelnd, jedoch mit leerem Blick an. Man konnte erkennen, dass sich der Geist dieses Mannes weit in sein Inneres zurückgezogen hatte; sicherlich als Folge seiner schrecklichen Erlebnisse. Doch auch wenn der Blick leer war, so erkannte Yard diese Augen dennoch, obwohl ihm ihr Besitzer in einer vollkommen anderen Erscheinung in Erinnerung war. Für einen kurzen Moment zogen Bilder aus der Vergangenheit durch Yards Gedächtnis und er richtete seinen Blick auf die Ruinen des Palastes. Dann winkte er einen Heilkundigen heran und bat ihn, sich um die zerlumpte Gestalt zu kümmern. „Pfleget ihn so gut Ihr könnt“, bat er. „Er hat viel durchmachen müssen und seine ehemals überstolzen Augen sind nun gebrochen.“

Mehr sagte er jetzt nicht, doch Aldanon, der die Szene beobachtet hatte, erriet vieles, was Yard nicht ausgesprochen hatte. „Du kanntest diesen Mann?“, bemerkte er mehr bestimmend als fragend.

„Ich habe ihn zunächst nicht erkannt“, nickte Yard. „Aber ich traf ihn einst hier in diesem Palast oder was davon noch übrig ist. Sein Name war Gartold Anderjen und er galt als das Oberhaupt des Welkenlandes. Toren und ich hatten versucht, ihn vor den Feinden zu warnen, aber er und viele andere haben nicht auf uns gehört und einen teuren Preis dafür bezahlt. Wenn wir damals geahnt hätten, wie groß die Gefahr wirklich ist, wären wir wahrscheinlich noch eindringlicher ge-

wesen, doch es hätte vielleicht auch das nichts genutzt.“ Yard sah dem ausgemergelten Mann nach und blickte dann wieder Aldanon an. „Kannst du dir vorstellen, dass man sich über diesen Mann einmal lustige Geschichten wegen seiner großen Leibesfülle erzählte?“, fragte er traurig. „Und sieh ihn dir jetzt an, er ist durch dieses böse Volk ausgezerrt und zerstört worden, genau wie das Land, auf dem wir stehen.“

Aldanon legte seine Hand auf Yards Schulter und drückte sie tröstend. „Ich weiß, was du meinst“, antwortete er. „Ich weiß, wie es ist, wenn man seine Heimat verliert und ich glaube, du willst jetzt ausziehen, um dem endlich ein Ende zu bereiten. Tu es, wir alle werden dir folgen.“

Yard nickte und blickte nach Norden, wo die dunkle Wolkenfront noch immer Unheil verkündete. Drohend ballte er die Faust in diese Richtung und schwor im düsteren Ton: „Wir kommen, auch wenn du nur darauf wartest, aber wir kommen.“

Kurz darauf ließ der Kaiser seine großen Heerscharen wieder aufbrechen und der Hauptteil der Armee zog weiter in den Norden, denn an diesem Ort gab es nichts mehr für die Reiter zu tun. Anders verhielt es sich jedoch an den Ost- und Westflanken der großen Schar. Im Westen war die Streitmacht an der Küste nach Welkenhaven gelangt und zur Überraschung der Männer war die Hafenstadt weit weniger zerstört, als die anderen Orte. Welkenhaven hatte dem Feind als Meeresstützpunkt gedient und viele seiner Gebäude befanden sich noch in einem brauchbaren Zustand. Hierher hatten sich zuletzt auch etliche Flüchtlinge gerettet und der Ort platzte vor Menschen beinahe auseinander.

Ebenso verhielt es sich im Osten, wo das nahe Gebirge einigen Widerstandsgruppen Schutz geboten hatte. Natürlich besaßen diese Menschen Nachrichten von der sich nähernden Armee eines tharonischen Kaisers und als diese nun tatsächlich erschien, wurden die Reiter stürmisch begrüßt. Die mutigen Männer unter den Bewohnern schlossen sich der Armee sofort an und so befanden sich nun auch einige Welken unter den Männern Yards.

Nachdem sich alles wieder gesammelt hatte, stießen die beiden Flankentruppen zu der Hauptmacht vor, um am späten Abend in die Nähe des nördlichen Grenzlandes zu kommen und dort zu lagern. Die beiden Gebirgszüge rückten nun wieder deutlich aneinander und umrahmten die Ebene, in der Yards frühere Heimat lag.

Nachdenklich blickte der junge Kaiser auf das hohe Hufeisen im Westen und seine Gedanken wanderten nach Kayhlien, das hinter diesen Bergen lag. Er fragte sich, was sich in dem jenseitigen Land wohl gerade abspielen mochte? Er und Toren waren nun schon lange Wochen voneinander getrennt und keine Nachricht der Flotte hatte die kaiserliche Armee erreicht. War es Toren tatsächlich gelungen, seine Aufgabe zu erfüllen oder waren er und seine Begleiter in Dschammall gescheitert?

All diese entscheidenden Fragen bewegten Yard, während seine Streitmacht ein riesiges Heerlager von mehreren Meilen Umfang herrichteten. Es sollte dies auch die letzte feste Zeltstadt werden, denn nachdem man die Grenze des Welkenlandes zur nördlichen Einöde passiert hatte, wollte man nur noch kurze Raststunden einlegen. Vielleicht würde die Armee auch Tag und

Nacht durchreiten, je nachdem, wann sie endlich auf den Gegner stoßen würde.

Am späten Abend versammelten sich alle Anführer und Offiziere in Yards Zelt, um den Schlachtplan und die zukünftige Aufstellung zu klären. Eine Karte des Ödlandes wurde nach dem Gedächtnis des Kaisers angefertigt, wobei Yard hoffte, dass sie wenigstens in Ansätzen der wirklichen Landschaft entsprach. Da man natürlich nicht genau wusste, wo der Feind eventuelle Kriegslager besaß, bestand die Beratung mehr aus reinen Vermutungen, zu denen viele Meinungen gehört werden mussten.

Aufgrund der offenen, weit ersichtlichen Landschaft, konnte kein größerer Späh- oder Kundschaftertrupp vorgeschickt werden, ohne zu bald bemerkt zu werden. Deshalb musste Yard das Risiko eingehen und sich auf seinen Instinkt verlassen, der ihm riet, recht bald loszuschlagen.

„Das Verhalten des Feindes lässt uns keine andere Möglichkeit offen“, sprach er seine Gedanken laut in der Runde aus. „Noch immer ist er uns nicht entgegengetreten, sondern zieht sich offensichtlich weiter in das eigene Land zurück. Ich weiß, dass wir schon längst erwartet werden und der dunkle Herrscher uns in sein Land locken will. Doch wenn wir jetzt nicht angreifen, alles riskieren, dann gelingt es uns vielleicht niemals. Einen lange währenden Grabenkampf können wir uns nicht leisten, dazu hat er zu viele Reserven und dieser Fehler wurde leider schon einmal gemacht. Nein, wir müssen ihn damit überraschen, dass wir genau das tun, was er von uns erwartet; allerdings mit einer Entschlossenheit, die ihn überraschen soll. Er hat sich schon oft geirrt und Fehler begangen, als er den

Freiheitswillen der Völker unterschätzte. Lasst uns also endlich angreifen und diese Geißel der Welt beseitigen.“

Für einen kurzen Moment war es vollkommen still im Zelt, es schien, als hielte jeder den Atem an, doch dann erklang ein zustimmendes Klopfen auf der langen Tischreihe und ein Zuhörer nach dem anderen schloss sich dem an.

Yard atmete tief durch, die Entscheidung (vielleicht die schwerste in seinem Leben) war endgültig gefallen. So bald wie möglich würden seine Truppen die Grenze passieren und in die letzte Schlacht ziehen. Mochte sie so oder so ausgehen, es würde die letzte sein ...

Die wenigen verbliebenen Stunden der Nacht nutzte der Kaiser für seine Ruhe, denn er wollte früh am anderen Morgen einen einsamen Ritt unternehmen. Er hatte vor, sein ehemaliges Heimatdorf aufzusuchen, und zwar allein. Zu diesem Zweck schlich er sich beim Morgengrauen heimlich aus seinem Zelt, nahm sich ein Pferd und machte sich auf den Weg. Er hatte nur wenige Meilen zu reiten, bis er auf die alte tharonische Straße gelangte, die einst von Welkensend in südliche Richtung geführt hatte. Sobald es richtig hell wurde, konnte er die vermeintlich vertraute Gegend richtig betrachten, doch auch hier erkannte er das Land kaum wieder.

Die ohnehin karg bewachsene Landschaft wies keinen einzigen Baum mehr auf und die einst so gut erhaltene Straße zeigte an vielen Stellen die Spuren des dunklen Volkes. Große Löcher klappten zwischen den Steinen, in denen sich aufgrund des seit gestern ein-

getretenen Tauwetters, tiefe Pfützen gebildet hatten. Die umgestürzten Randsteine zeugten deutlich von dem Zerstörungstrieb der Armee, die hier durchgezogen war.

Yard war sich bewusst, dass er sich mit diesem Ritt in eine große Gefahr begab; leicht konnte er in die Hände von irgendwelchen Vorposten des Feindes geraten. Dennoch hielt ihn das nicht davon ab, sein altes Dorf noch einmal sehen zu wollen.

Schon bald gelangte er an die Stelle, an der die beiden Gebirgszüge am dichtesten aneinanderrückten. Er ritt an den Feldern von Bauer Makrat vorbei; oder an dem, was von ihnen übrig war. Im Frühjahr hatte Makrat immer damit begonnen, zu pflügen und Yard erinnerte sich an die stets schnurgeraden Linien, die der Bauer mit seinem Ochsenpflug gezogen hatte. Doch auch das war nur eine traurige Erinnerung an ein früheres Leben und die von Tausenden Füßen zertrampelten Äcker boten ein trauriges Bild. Ebenso verhielt es sich auch mit den Resten des Dorfes, in das Yard nun sein Pferd lenkte. Nicht ein Haus stand mehr auf seinem Platz, nur noch flache Grundmauerrisse verrieten die einstige Lage der Hütten.

Yard fühlte sich, als käme er in die ausgegrabenen Überreste einer versunkenen Stadt. Fassungslos bewegte er sich über den ehemaligen Dorfplatz. Er hielt an, stieg ab und führte sein Pferd am Zügel zu der Ruine, die einmal das Haus seines Großvaters gewesen war. Hier stand er lange nachdenklich davor und rief sich die Züge von Oleg Tauris in Erinnerung. Er griff in die Tasche und holte eine vertrocknete Blume hervor, die er irgendwo auf dem Weg in den Norden gepflückt hatte. Man nannte diese Blume Alvanie, weil

sie in ihrer vollen Blütenpracht ein wenig an das Leuchten des schönen Volkes erinnerte. Doch auch im trockenen Zustand war sie noch schön und Yard legte sie auf dem Mauerrand des Hauses zwischen zwei Steinen ab, so dass der Wind sie nicht fortwehen konnte. „Für dich, Großvater“, sagte er leise. „Für euch alle.“

Noch eine Weile stand er da und schwieg, dann wollte er sich wieder auf den Weg zurückgeben, denn der Morgen war bereits weit fortgeschritten und die Männer machten sich sicher schon Sorgen um ihn. Plötzlich vernahm er Hufgetrappel von mehreren Pferden, die sich ihm eindeutig näherten. Er wollte schon in Deckung gehen, als er sich umblickte und die Reiter erkannte. Es handelte sich um einen kleinen Trupp tharonischer Soldaten, die von einem großen, rothaarigen Mann angeführt wurden.

Es war Gwendon, er war sichtlich erleichtert, Yard gesund und munter hier anzutreffen. Dennoch konnte es sich der Hochländer nicht verkneifen, noch auf dem Pferd einige vorwurfsvolle Worte an den Freund zu richten: „Ich bitte dich, Yard, tu mir so etwas nie wieder an. Du hättest leicht gefangen oder getötet werden können und viele Tausend Krieger wären jetzt ohne Führung gewesen. Außerdem habe ich geschworen, stets an deiner Seite zu bleiben und dich zu schützen. Das kann ich aber nicht, wenn du einfach heimlich forttrittest.“

Die Soldaten betrachteten Gwendon verwundert, denn in ihren Augen waren die Worte, die er dem Kaiser gegenüber gewählt hatte, beinahe respektlos und sie erwarteten jetzt eine donnernde Antwort des Gescholtenen.

Doch stattdessen lächelte dieser nur und klopfte seinem Freund auf die Schulter. „Du hast sicher Recht“, antwortete Yard, „aber ich musste diesen Ort allein aufsuchen, um meinen Gedanken in Ruhe nachgehen zu können. Doch da ihr mich nun schon einmal gefunden habt, bitte ich euch, zurückzureiten und die Armee herzuführen. Ich werde euch hier erwarten. Noch heute ziehen wir in das Land des Feindes.“

Gwendon nickte, bat jedoch darum, bei Yard bleiben zu dürfen, und dieser konnte die Treue seines Freundes nicht abweisen. Die Soldaten machten sich also allein auf den Weg in das Heerlager und kehrten nach einigen Stunden der Ruhe mit einem wahren Donnerhall, erzeugt von Hunderttausenden Hufen, zurück. Yard und Gwendon bestiegen ihre Pferde und setzten sich, als die Armee eintraf, an deren Spitze.

Ohne einen weiteren Blick zurückzuwerfen, führte der Kaiser die Truppen über die von Baumstümpfen übersäte Ebene, die einst der Förewald gewesen war. In der Ferne war schon der vollkommen geschliffene Rest des großen Walls auszumachen. Doch als sie fast dort angekommen waren, bot sich den Reitern ein Bild der Hoffnung. Ein einziger Baum, eine krumme und deshalb wohl nicht brauchbar gewesene Fichte, stand wie zum Trotz mitten in dieser Wüstenei.

Yard deutete auf den einsamen Baum und rief den vorderen Reihen der Reiter zu: „Das dort soll uns als Zeichen dienen. Lasst uns stark und unbezwingbar sein wie dieser Baum, der auch dann noch steht, wenn alles andere um ihn herum untergegangen ist. Auf, auf zur letzten Schlacht.“

Die Reiter antworteten mit den gleichen Worten und der Ruf hallte von vielen tausend Kehlen zurück, als

sie den zerstörten Wall passierten und das Niemandsland betraten. Doch die Zuversicht wurde gedämpft, als die Männer die öde und leblose Landschaft erblickten. Waren sie schon über die Spuren erschrocken gewesen, die das dunkle Volk in den bewohnten Ländern hinterlassen hatte, so entsetzten sie sich geradezu über den Zustand dieser Gegend. Es gab rein gar nichts, was das Auge erfreut hätte und die unbeschreibliche Leere erzeugte selbst bei den Alven ein Gefühl der Niedergeschlagenheit. Das Volk des Lichtes liebte gesunde Erde und lebende Bäume.

Aus diesem Grund sprach Aldanon während einer kleinen Rast mit einigen seiner Krieger, welche die Reiter auf ihren Flugtieren begleiteten. Nach einiger Zeit erhoben sich die Cerah und flogen der Armee voraus, wobei ihre Reiter sie dicht über den Erdboden kreisen ließen und eine staubige Substanz verstreuten. Auf die Frage Yards, was das zu bedeuten hätte, antwortete der Alvenfürst mit einem Lächeln: „Wenn wir siegreich sein sollten, wirst du es vielleicht schon erkennen können. Dieses Land ist so lange geschändet worden, dass es nur noch durch den Samen von Tarr geheilt werden kann. Unterliegen wir, so ist auch das alles verloren.“

„Ein wenig Alvenzauber könnte hier wirklich nicht schaden“, erwähnte Barra, der hinter Gwendon auf dem Pferd saß und neben den beiden Männern ritt.

„Es schlägt einem dermaßen auf das Gemüt, dass man sich wieder an vergangene Schrecken erinnert.“

Yard nickte dem Dwanen beipflichtend zu, denn auch er fühlte sich angesichts der Landschaft an seine Gefangenschaft erinnert. Es kam noch hinzu, dass die Reiter in etwa denselben Weg einschlugen, den der

Gefangenentross aus dem Welkenland damals genommen hatte. Das bedeutete natürlich, dass die Armee in Kürze das Gefangenenerlager erreichen würde, in dem Yard Gwendon, Barra und Yassur kennen gelernt hatte.

Genau das lag auch in der Absicht des jungen Kaisers. Möglicherweise existierte das Lager noch und es gab Sklaven, die man befreien konnte. Natürlich wusste Yard tief in seinem Inneren, dass er diesen Ort auch aus Wut aufsuchen wollte und ihn zerstören würde. Dort waren nicht nur viele Landsleute von ihm, sondern auch ein Teil seines früheren Lebens gestorben und er wollte auf diese Weise Rache nehmen. Ein Gedanke, der ihm nicht sehr gefiel, den er jedoch nicht abstreifen konnte. Er wischte seine Grübeleien beiseite und konzentrierte sich wieder auf die vor ihnen liegende Aufgabe.

Noch immer hatte es keine Berührung mit dem Gegner gegeben, die Absicht des dunklen Herrschers wurde nach und nach deutlicher. Er ließ sie ungehindert immer tiefer in sein Land vordringen, was nur bedeuten konnte, dass er den Verbündeten früher oder später eine Falle stellen wollte. Doch so lange sie sich noch auf einer offenen Ebene befanden, die man weit hin überblicken konnte, ritten sie ohne zu zögern weiter. Eine größere Rast wurde nicht eingehalten, da keiner der Reiter darauf Wert legte, sich auf dieser hässlichen Erde auszuruhen.

Nur in der finsternen Nacht stiegen sie ab, blieben jedoch dicht bei ihren Pferden sitzen, um notfalls sofort wieder aufsteigen zu können. An richtigen Schlaf war auch bei keinem der Menschen, Dwanen oder Alven

zu denken. Zu groß war die innere Unruhe unter den Angehörigen der vereinten Armee.

Auch der zweite Tag brachte keine Veränderungen, außer, dass das Land noch immer hässlicher und ungesunder wurde. Der widerliche Schwefelgestank war nun wieder allgegenwärtig und hing schwer in der Luft. Das Eis, das hier den Boden überzog, besaß eine ekelhaft gelbliche Farbe. Selbst der Himmel schien feindselig zu sein und drohte mit immer dunkleren Wolken, die fast eine tiefschwarze Färbung erlangten, je weiter sich die Armee nach Norden bewegte. Schließlich gelangte die riesige Reiterkolonne in die Nähe der Hügellandschaft, in der das besagte Arbeitslager gelegen hatte.

Gegen Mittag, der allerdings beinahe ebenso finster wie die Nacht war, erreichten die Reiter die Anhöhe, hinter der sie ihr erstes Ziel vermuteten. Yard bestimmte eine Hundertschaft tharonischer Soldaten, ihn, Barra und Gwendon zu begleiten. Gemeinsam ritten sie den von gelbem Staub überzogenen Hügel hinauf. Oben angelangt, sahen sie tatsächlich in das Lager hinunter, das zu ihrem Erstaunen noch intakt zu sein schien. Sie blickten dabei auf eine Szene, wie Yard und seine Schicksalsgenossen sie an diesem Ort leider schon zu oft gesehen hatten.

Etwa hundert ausgemergelte Gestalten standen in mehreren Reihen auf dem Versammlungsplatz vor dem Stolleneingang und wurden dabei von etlichen Wartans bewacht. Vielleicht beobachteten die Männer gerade wieder die Bestrafung eines Gefangenen, denn offenbar schien keiner der Sklaven zu arbeiten. Das wollte Yard natürlich unbedingt verhindern, denn er hatte es am eigenen Leib erfahren, was es bedeutete,

dort unten stehen zu müssen. Zudem hatten diese armen Menschen genug gelitten und wenn sie noch etwas Lebenskraft in sich hatten, so sollte heute der Tag ihrer Befreiung sein. Es handelte sich jedoch nur noch um etwa hundert Gefangene, für die nicht sehr viele Wächter nötig waren. Den Rest hatte man wahrscheinlich als Verstärkung für andere Aufgaben abgezogen. Yard gab aus diesem Grund einfach den Befehl zum Angriff und ritt mit der Hundertschaft den schmalen Weg in den Talkessel hinab. Seltsamerweise erregte das Hufgetrappel keinerlei Reaktion bei den Wartanwächtern, nicht einmal einen Blick warfen sie hinauf. Sie standen weiterhin ruhig neben und hinter den Gefangenen, ohne sich zu rühren.

Die ankommenden Männer stutzten und hielten ihre Tiere an. Möglicherweise war dies hier schon eine Falle. Doch warum taten die Wächter dann nicht zumindest scheinbar erschrocken? Noch immer standen sie unverändert auf ihren Plätzen und auch die Sklaven veränderten ihre Haltung nicht. Erst jetzt erkannten die Reiter den Grund für das seltsame Verhalten. Regungslos war der richtige Ausdruck für die Gestalten dort unten, denn sie konnten sich nicht mehr bewegen. Sie alle waren tot.

Als die Reiter nach dem ersten Entsetzen näherkamen, wehte ihnen ein furchtbarer Verwesungsgeruch entgegen. Die Leichen mussten offenbar schon seit vielen Tagen dort stehen, festgeschnallt an mannshohe Pfosten, die man durch die Kleider der Toten verdeckt, und in den Boden gerammt hatte. Viele der schon teilweise verwesenen Schädel grinsten den Reitern entgegen, als wollten sie die Männer verhöhnen. Doch nicht nur die Gefangenen, auch ihre Wächter hatte das

gleiche Schicksal ereilt. Auch sie waren an Stangen angebunden worden, ihre Arme hatte man hängen lassen. Sie schlenkerten im Wind, was ihnen aus der Ferne ein lebendiges Aussehen verschaffte.

Die Soldaten betrachteten angewidert dieses entsetzliche Schauspiel, wobei ihnen mehr als ein Schauer über den Rücken lief. Yard sah sich zwei der Leichen näher an und glaubte, in ihnen Welken wiederzuerkennen. Die Gesichter konnte er allerdings nicht mehr identifizieren, da sie schon zu sehr verwest und von Würmern befallen waren. Auch war nicht zu erkennen, wie die Männer um ihr Leben gekommen waren, und eigentlich wollte er es auch nicht wissen. Zu sehr bedauerte er es, nicht eher hier eingetroffen zu sein, um diese armen Menschen zu retten.

Mit Tränen in den Augen wandte er sich ab. „Das haben sie für uns inszeniert, um uns zu entsetzen“, sagte er mit belegter Stimme zu seinen Männern. „Wir müssen die Leichen abschneiden und sie bestatten, wenigstens das sind wir ihnen schuldig.“

„Du hättest es nicht verhindern können“, sagte Gwendon, der Yards Gedanken und Schuldgefühle genau erriet. „Sie haben sogar einige ihrer eigenen Gattung getötet, um uns dieses Schauspiel zu bieten. Was sind das nur für Wesen?“

„Der Einzelne gilt nichts bei ihnen, nur der Wille ihres Herrn zählt“, antwortete Yard, während er den ersten Toten abschnitt. Die Reiter wollten sich nun nicht länger an diesem schrecklichen Ort aufhalten und machten sich an die Bestattung der getöteten Gefangenen. Die Wartans wurden auf einen Haufen geworfen und verbrannt. Nach einer kurzen Zeit des Gedenkens an die Toten stiegen die Männer wieder auf und kehrten

dem Lager den Rücken. Keiner der Männer sprach noch ein Wort über das Gesehene, und ihre ersten Gesichter hielten so manch neugierige Frage ihrer Kameraden zurück.

Von nun an ließen die Reiter ihre Pferde weiter ausgreifen, denn Yard trieb die Truppen zu größerer Eile an. Die Zeit des Wartens war für ihn endgültig vorüber und wenn der Feind nun endlich offen auftreten wollte, so war es dem jungen Kaiser nur lieb. Noch zwei Tage und Nächte stürmte die Armee unaufhaltsam durch das finstere Land, die Waffen bereithaltend und die Gesichter zornentbrannt. Die weißen Cerah der Alven flogen ihnen voraus und noch immer eilten sie einem unsichtbaren Gegner entgegen.

Bis endlich am dritten Morgen die beinahe erlösende Nachricht eines Alvenkriegers sie erreichte, dass eine offensichtlich sehr große Armee des Feindes vor ihnen lag und sich südlich von Xax-Tamor sammelte.

Der dunkle Herrscher reagierte also endlich nach so langer Zeit und stellte die ersten Figuren seines Spiels auf. Der junge Kaiser hatte vor, auf dieses Spiel einzugehen und ließ seinerseits die Schlachtaufstellung der Truppen anordnen. Die Gemeinschaft sammelte sich in ihren einzelnen Truppenteilen und zog dann in geordneten Reihen weiter voran.

Nach wenigen Stunden gelangten sie in die Nähe des Gebietes, in dem der Feind auf sie wartete. Es handelte sich um eine große Ebene, die vor Xax-Tamor lag und von einem Ring aus befestigten Wehrlagern umgeben war, deren Umrisse undeutlich zu erkennen waren. Der schwarze Berg drohte wie ein riesiges Untier in der Ferne, war jedoch noch einige Meilen vom Ort des möglichen Schlachtfeldes entfernt. Finstere Wolken

erhoben sich über den Reitern und spien rote, zuckende Blitze aus, die auf sie niedergingen. Sie beleuchteten für Augenblicke die breite Reihe von Feinden, die sich der kaiserlichen Armee in ungefähr einer Meile Entfernung entgegenstellte und auf einen Angriff wartete.

Der größte Teil der gegnerischen Truppen bestand aus Wartankriegern, die nicht beritten waren und sich aus Bogenschützen und etwas größeren Schwertkämpfern zusammensetzten. Eine kleine Anzahl berittener Sauroden hielt sich hinter den Reihen auf und schritt sie auf und ab. Das war der erste Eindruck, der sich Yard und seinen Heeresführern bot, als sie die Stärke des Feindes abschätzten. Natürlich diente dieses Aufgebot an strategisch eher unterlegenen Truppen nur als Lockmittel, denn es handelte sich vielleicht nur um etwa fünfzehntausend Wartankrieger, und damit um einen sehr kleinen Teil der tatsächlichen Stärke des Feindes. Dennoch musste diese Kette zunächst gesprengt werden, wollte die Armee weiter vorankommen.

Yard stimmte sich mit seinen Offizieren und Beratern ab und ließ die ersten Reihen langsam vorrücken. Er selbst führte diesen beginnenden Angriff der tharonischen Reitergruppen an, während die Dwanenkrieger abgestiegen waren und eine zweite Front auf der rechten Seite der Streitmacht bilden sollten. Die Veromanen unter Siegerich füllten ihrerseits die Lücken hinter den Tharonern und warteten auf Yards Zeichen.

Langsam aber zielstrebig trieb die Reiterei ihre Tiere an und näherte sich den feindlichen Reihen. Die Wartans auf der anderen Seite des Feldes quittierten den anfänglichen Zug des Gegners, in dem sie in ein

tausendfaches Geheul einstimmten und mit ihren Waffen auf die Schilde schlugen. Diese Geräusche stellten eine Einladung an den Feind dar, endlich anzugreifen und sie vermischten sich mit dem drohenden Donnern, das nun immer öfter erschallte.

Einige Reiter verzagten bei dem furchteinflößenden Anblick und auch ihre Tiere scheuten, doch der Kaiser an der Spitze bemerkte das und zog unter aufmunternden Worten sein Schwert Achtelon. Die Klinge schimmerte golden und ein unbestimmtes singendes Geräusch ging von ihr aus. Sie war ein starkes Licht in der Düsternis, das von allen Reitern gesehen wurde und ihnen neuen Mut gab.

„Tharoner zum Angriff“, rief Yard plötzlich und trieb sein Pferd zum Galopp an. Die Truppen folgten ihm mit lautem Gebrüll und donnernden Hufen und stürmten auf den Feind zu. Die Gegner antworteten mit einem wahren Hagel von Pfeilen, die jedoch zumeist an den großen Schilden der Reiter abprallten oder stecken blieben. Ungehindert setzten Yards Männer ihren Sturm fort, mussten allerdings mit zunehmender Nähe zum Feind öfter auf die heranfliegenden Pfeile und Speere achten.

Schon bald gelangten sie bei den vorderen Reihen der Bogenschützen an und konnten sie an vielen Stellen durchbrechen. Nun trafen sie auf die großen Schwertkämpfer, die nur auf diesen Augenblick gewartet hatten und versuchten, die Reiter von ihren Pferden zu heben. Leider gelang ihnen das auch an einigen Stellen und die Reihen der Tharoner lichteten sich dort. Überall, wo ein Soldat abgeworfen worden war, stellte sich ihm sofort ein Wartankrieger entgegen und schlug auf ihn ein. Ein mörderischer Nahkampf, Mensch gegen

Monstrum, entbrannte. Doch auch die Tharoner waren keine unerfahrenen Kämpfer, so dass etliche Gegner ihren Versuch mit dem Leben bezahlten.

Inmitten all dieses beginnenden Schlachtens befanden sich Yard und Gwendon, der immer an seiner Seite war. Ihre Waffen zuckten auf und nieder, und schon bald hatte sich vor allem die Klinge des Kaisers Respekt unter den Feinden verschafft, so dass er wieder etwas mehr Platz hatte. Yard ordnete die Reihen neu und ließ sie mehr zu den Seiten ausrichten, wo sich gerade ein Ring aus Gegnern zu bilden drohte, der die Armee einschließen wollte. Dank der Weitsicht des jungen Feldherrn, gelang dieses Manöver jedoch nicht und die Feinde wurden an der Stelle wieder zurückgetrieben.

Auch in anderen Situationen verhielt Yard sich so umsichtig und geschickt, dass seine Truppen nicht in den Hinterhalt gerieten. Zur rechten Zeit gab er das Zeichen für das Nachrücken der Veromanen und der Dwanenverbände, die sich nun in das Kampfgeschehen einmischten.

Die Mannen Siegerichs waren aufgrund ihrer Reittiere etwas eher am Ort der Schlacht und unterstützten die Tharoner, während sich die Dwanenkrieger um die Bogenschützen des Feindes kümmern sollten, da diese sich im Rücken der Reiter wieder sammelten. Die hinzugekommenen Kämpfer zeigten großen Mut und ihr Angriff wurde mit Erfolg belohnt. Die feindlichen Truppen zerstreuten sich und flohen in wilder Hast davon. Tausende und Abertausende von Wartans rannten nun um ihr Leben, während die Reitertruppen des Kaisers den gewonnenen Boden hielten, bis der Rest der Armee nachrückte.

Yard verwehrte jeden vorzeitigen Siegestaumel und rief die Anführer zu sich. Tiemonas, Gasria, Aldanon und viele andere Männer folgten dem Ruf und gesellten sich zu dem Kaiser an die Spitze der Front. Gemeinsam sahen sie dem Knäuel fliehender Feinde hinterher, die jetzt von ihren eigenen Reitergruppen gedeckt wurden. Die Sauroden bildeten eine schützende Reihe und folgten den Fußtruppen der Wartans in einem gleichbleibenden Abstand; ein sehr seltsames Verhalten bei einer Flucht. Die berittenen Echsen verdeckten dabei einen Großteil der Sicht auf das Geschehen vor ihnen, was den Beobachtern hinter ihnen natürlich auffiel.

Yard und seine Anführer beratschlagten sich, während sie langsam die Verfolgung aufnahmen.

„Sie verdecken die Sicht, und zwar absichtlich“, bemerkte der erfahrene Tiemonas ernst. „Es steckt etwas dahinter, ich habe ein ungutes Gefühl.“

Die anderen Männer stimmten ihm zu und die Armee verlangsamte aus Vorsicht ihr Tempo. „Wo mögen sich ihre anderen Truppen befinden?“, fragte Yard sich laut. „Sie werden doch nicht so dumm sein, den Hauptteil ihrer Armee hinter den Toren von Xax-Tamor zu verbergen, dann hätten wir ein weitaus leichteres Spiel.“

„Nein“, antwortete Aldanon kopfschüttelnd. „Sie müssen sich an einem anderen Ort verborgen halten. Die Flucht von jenen dort vorn soll uns nur in Sicherheit wiegen.“

„Dann müssen sie sich noch weit entfernt befinden, denn das Feld ist trotz dieser verfluchten Finsternis weit zu überblicken. Nirgendwo sind größere Verbände zu entdecken“, bemerkte Yard.

In der Zwischenzeit waren sie dem dunklen Berg bis auf etwa fünf Meilen nähergekommen und konnten vor sich noch immer die scheinbar fliehenden Feinde sehen. Die Sauroden änderten jedoch plötzlich ihre Formation und wendeten, wobei sie eine Angriffsposition einnahmen. Die Wartankrieger, die sich hinter ihnen befunden hatten, waren spurlos verschwunden; beinahe wie vom Erdboden verschluckt, was sich bald als wahrhaft sprichwörtlich herausstellte.

Erst jetzt bemerkten die Angreifer jene seltsamen Erdwürfe, welche die nähere Umgebung des Berges wie ein Schalenrand umgaben. Dieser Erdwall war nicht höher als eine halbe Mannslänge, also zu niedrig, um große Krieger dahinter zu verbergen. Dennoch erzeugte dieser Anblick nun ein großes Unbehagen bei den Männern der vereinten Armee und sie ahnten die Falle.

Sie wurde zur Gewissheit, als ein geflügelter Alvenbote über die Männer hinwegflog und ihnen zurief: „Es befinden sich tiefe Gräben hinter den Erdwällen, sie sind voller Feinde.“

Auf allen Seiten brach nun die Hölle los. Mit einem schier unglaublichen Gebrüll und Getöse entstiegen wilde Wartankrieger aus den Gräben und rannten wie von Sinnen auf ihre Gegner los. Es war eine regelrechte Flut, die über die Menschen und ihre Verbündeten hereinbrach. Zehntausende von wütenden, geifernden und Waffen schwingenden Monstren stürmten von allen Seiten auf sie zu und kreisten sie ein. Jetzt erst wurde die wahre Absicht des dunklen Herrschers offensichtlich, doch für eine geregelte Verteidigungsordnung war es schon zu spät. Schon prallten die ersten Gegner zusammen und begannen ein furchtbares

Gemetzel, in dem der einzelne Soldat kaum noch den Überblick behalten konnte. Die Eingeschlossenen gerieten sofort in große Bedrängnis, denn die wilden Horden achteten nicht im Geringsten auf ihr eigenes Leben, sondern stürzten sich wie im Wahn auf ihre Gegner.

„Bei all unseren Ahnen, wer kennt ihre Zahl?“, entwich es Siegerich, als er bestürzt die Masse der Feinde betrachtete.

„Wir müssen sofort versuchen, den Ring zu durchbrechen“, rief Yard ihm gehetzt zu. Doch zu weiteren Äußerungen kam er nicht, denn die Sauroden befanden sich nun ebenfalls in dem Kessel und griffen die vordersten Reihen an, in denen auch Yard sich befand. Mehrere der feindlichen Wesen hatten es auf den Kaiser selbst abgesehen und er bekam viel zu tun, um sich seiner Haut zu wehren.

Tiemonas und Gwendon kamen ihm zur Hilfe, so dass die drei Männer ein Dreieck bildeten und die heranstürzenden Attentäter auf Yards Leben zurückschlugen. Auf der anderen Seite des Feldes versuchte eine verzweifelte Front, die immer zahlreicher werdenden Feinde aufzuhalten. Hauptsächlich Tharoner und Wargländer bildeten hier die Reihen und mussten hohe Verluste hinnehmen. Noch immer gelang ihnen keine richtige Verteidigung der eingekesselten Truppen und im Inneren herrschte durch scheuende Tiere beinahe das gleiche Chaos, wie an den Rändern. Die Anführer versuchten verzweifelt, eine klare Linie zu bilden, doch es gelang nur allzu langsam.

Die Lage verschlimmerte sich noch, als die Feinde damit begannen, ziellos brennende Pfeile in die Mitte der eingekreisten Truppen zu schießen, so dass viele

Männer getroffen wurden und brennend zu Boden stürzten. Das Entsetzen darüber verursachte ein noch größeres Durcheinander, dem schleunigst Einhalt geboten werden musste.

Endlich gelang es dem Kaiser und seinen Mitstreitern, sich etwas Freiraum zu verschaffen, so dass sie sich um das heillose Chaos kümmern konnten. Unter den schwersten Bedingungen versuchte Yard selbst an die Außenränder seiner verzweifelten Truppen zu gelangen, wobei er viel Leid und Elend unter seinen Männern ansehen musste.

Jetzt, da die Lage plötzlich so hoffnungslos erschien, erinnerte er sich wieder an die Bilder, die er in der unterirdischen Wohnstadt der Alven gesehen hatte, als er von Aldanon vor die Wahl gestellt worden war. Aufgeben und sich damit vielleicht das Überleben seiner Männer sichern? Yard dachte daran, dass ihm diese schwere Stunde möglicherweise bald bevorstand. Und wenn ja, würde er sich dann tatsächlich so verhalten, wie er es damals in dem Bild getan hatte? Würde er Tausende von Menschen, Dwanen und Alven opfern, nur um einer Sache gerecht zu werden? Er blickte sich um und sah die vielen Verwundeten und Toten in den Reihen. Sie wurden immer zahlreicher, denn der Feind ließ mit seinen Angriffen nicht nach, und seine Überzahl machte der vereinten Armee schwer zu schaffen.

„Du hast versagt“, flüsterte eine innere, aber sehr deutlich hörbare Stimme Yard zu. Er war nahe daran, es zu glauben. Wie viele Männer waren ihm in Hochstimmung, ja Euphorie gefolgt, und wie viele von ihnen würden dann wieder zurückkehren? Wenn es noch eine Rückkehr für jemanden nach dieser Schlacht

gab. Doch ganz wollte Yard noch nicht aufgeben, und es waren schließlich die Alvenkrieger auf ihren Cerah, die den bedrängten Männern an den Flanken zur Hilfe eilten. Sie schlugen die wütenden Gegner für einige Zeit zurück, so dass die Soldaten endlich die Gelegenheit bekamen, eine geordnete Schlacht- und Verteidigungsreihe zu bilden. Die Tharoner stellten ihre großen Schilde wie einen Wall rings um den Kessel auf und ihre langen Speere hielten die neu heranstürmenden Feinde etwas zurück.

Jetzt, da die Reiter in der Mitte des Pulks wieder Platz hatten, sammelten sie sich unter dem Kommando ihrer Anführer und wagten sogar einen Ausfall. Endlich bewegungsfähig, besaßen sie zudem noch einen Vorteil gegen die Fußtruppen der Wartankrieger und konnten ihnen so beikommen. Die Dwanen hinter ihnen drängten sich durch die geschlagenen Lücken und warfen sich auf jeden Gegner, der ihnen vor die breiten Rundäxte kam und machten ihn nieder.

Auf der anderen Seite erging es den Veromanen leider nicht so gut, denn sie mussten sich mit einer besonders großen und kämpferischen Wartangruppe schlagen, deren Nachschub kein Ende zu nehmen schien. Die Männer Siegerichs kämpften tapfer, aber sie erlitten hohe Verluste und wurden immer weiter zurückgedrängt. Aldanon stand ihnen mit seinen Alven bei, doch auch sie konnten die großen Angriffswellen nicht aufhalten. Einige der doch ansonsten beinahe unsterblichen Krieger des Lichtvolkes verloren in dieser schrecklichen Schlacht ihr Leben.

Mit jedem Alven, der starb, schien die Dunkelheit sich noch zu vertiefen und ergriff das Herz eines jeden Mannes auf dem Feld.

Doch gerade in dieser finsternen Stunde vernahmen die Kämpfer den seltsamen Klang von vielen Instrumenten, die sich aus dem Süden zu nähern schienen. Auch helle Hörner wurden geblasen, die sich mit der durch Mark und Bein gehenden Melodie vermischten. Die Klänge näherten sich und bald waren deren Urheber zu sehen. Auf grauen Rössern kamen Tausende von Hochländern geritten, von denen einige auf ihren ledernen und mit Holzpfeifen versehenen Ledersäcken eine erschütternde Angriffsmelodie spielten, bei deren Erschallen sich die Wartans verwirrt umsahen.

Mit den Hochländern ritten tausend Dschammallaner und nochmals so viele Männer Gholans mit, an deren Spitze sich Toren und Yassur befanden. Dahinter folgte eine tharonische Armee, die aus zehntausend Mann bestand und in geordneten Reihen zum sofortigen Angriff auf das Schlachtfeld überging. Wie ein Rache Sturm fuhren sie unter die Feinde und brachten so die ersehnte Wende.

Die Krieger aus Dschammall vollführten wahre Kunststücke auf ihren Pferden, wobei sie sich auf die Seiten beugten, während sie durch die feindlichen Reihen ritten und so jeden Gegner erreichten und erschlugen. Der durchdringende Schlachtruf dieser mutigen Männer erschallte überall und ließ viele Feinde ihr Heil in der Flucht suchen. Die Reiter setzten ihnen nach und es war nun an ihnen, die Gegner einzukreisen und anzugreifen. Die frischen Truppen Estorans bildeten eine zweite Kette und ließen so keinen einzigen Feind entkommen.

Mitten in diesem beinahe unüberschaubaren Kampfgewühl, sahen sich plötzlich zwei Männer wieder,

sprangen von ihren Pferden und liefen aufeinander zu, um sich heftig zu umarmen.

„Ich bin unendlich froh darüber, dich gesund und munter wiederzusehen“, sagte Toren zu Yard und schob ihn etwas zurück, um den Freund besser anschauen zu können.

„Beinahe wäre es um uns geschehen gewesen“, antwortete Yard. „Doch du kommst wie immer zur rechten Zeit, um uns aus der größten Not zu retten.“

„Nicht ich allein, viele sind uns gefolgt, ohne die wir nichts ausgerichtet hätten“, wehrte Toren das Lob ab.

„Ihr habt euch wahrlich in einer misslichen Lage befunden, der Feind kämpft nicht so unüberlegt wie sonst.“

„Ich war leider zu vertrauensselig in unsere Stärke und das hätte fast das Ende für alle bedeutet“, bemerkte Yard bitter und Selbstvorwürfe klangen in seinen Worten mit.

„Noch ist nicht alles verloren. Ich bin sicher, du hast nicht anders handeln können“, beschwichtigte Toren seinen Freund. „Viele erfahrene Männer befinden sich in deinen Reihen, und sie alle sind dir ohne Zögern gefolgt. Sieh, das Blatt wendet sich bereits und der Feind flieht zum dunklen Berg.“ Er deutete auf die Schlachtreihen und tatsächlich war zu erkennen, dass die gegnerische Front sich gänzlich auflöste. Obwohl noch immer stärker an der Zahl, zogen sich die Feinde vor den wütend kämpfenden Kriegern der vereinten Armee zurück und hinterließen ein Meer von Verwundeten und Toten.

Ein Reiter kam auf Yard und Toren zu und deutete auf die Linien der dunklen Armee. „Herr, der Feind flieht, der Sieg ist unser.“

„Noch lange nicht“, erwiderte der junge Kaiser. „Sie besitzen noch große Reserven in ihrer Stadt, die bald zum Einsatz kommen werden. Haltet euch bereit und sammelt euch zuvor. Ich werde mit allen Anführern bald einen neuen Schlachtplan entwickeln, damit wir nicht wieder in einen Hinterhalt geraten.“

Der Reiterbote nickte und stob dann davon, um so viele Männer wie möglich zu erreichen und ihnen den Befehl des Kaisers zu übermitteln. Indes trafen andere Männer bei Yard und Toren ein und begrüßten sich gegenseitig. Es waren Barra, Gwendon und Yassur, die wie zufällig gleichzeitig an diesem Ort zusammentrafen und die Gemeinschaft der Metalle für einen kurzen Augenblick neu aufleben ließen.

Yard umarmte Yassur und sagte: „Ich danke dir für dein Erscheinen, treuer Freund. Tausende von Meilen haben dich nicht abhalten können, deine Landsleute herzuführen und uns beizustehen.“

„Ein Dschammallaner hält immer das Wort, das er hat gegeben“, antwortete der dunkelhäutige Mann stolz.

„Wenn ich euer Pläuschchen stören darf“, unterbrach der Dwane die Männer. „Es gibt dort vorn noch etwas zu tun und die Männer brennen bereits darauf, es diesen Bestien heimzuzahlen.“ Der kleine Mann hatte trotz des harten Kampfes seinen Humor noch nicht verloren, obwohl er eine tiefe Wunde am linken Arm besaß, die nur notdürftig versorgt war. Er selbst nannte es nur einen kleinen Kratzer, aber Yard bestand darauf, dass er sich bei einem Heilkundigen melden sollte, zu dem der Kaiser ihn dann schließlich persönlich brachte.

„Achtet darauf, dass dieser Dwane Euch nicht entwischt, bevor Ihr ihn versorgt habt“, sagte Yard läch-

elnd zu dem Heiler. Er ließ den verwunderten Mann mit Barra allein. Danach begab er sich wieder zu Toren, Gwendon und Yassur. Gemeinsam ritten die Männer an die Spitze der Linien, wo die anderen Anführer schon auf sie warteten.

Tiemonas stand zusammen mit Estoran, Aldanon, Siegerich und vielen anderen auf einem kleinen Hügel, auf dem die Männer den dunklen Berg beobachteten, der drohend vor ihnen emporrage.

Als Yard und seine Begleiter hinzukamen, deutete Tiemonas nach vorn. „Sie sammeln sich wieder vor dem Tor des Berges und scheinen abzuwarten, was wir nun unternehmen“, sagte er.

„Sie haben nicht mit unserer Verstärkung gerechnet und fordern nun selbst Hilfe aus ihrer Stadt an“, antwortete Yard. „Ich bin sicher, dass sie diese auch umgehend erhalten werden, wenn das Tor sich öffnet. Es wird sich schon bald eine neue Flut von Feinden über uns ergießen, wir müssen gewappnet sein. Sammelt so viele Bogenschützen wie möglich in unseren vorderen Reihen. Sie sollen gut zielen und auf alles schießen, was sich ihnen nähert. Wir selbst werden danach auf breiter Front angreifen und versuchen, an die Stadt heranzukommen.“

„Sie werden sicher schwere Waffen und ihre schwarzen Drachen einsetzen“, bemerkte Toren. „Wenn es möglich ist, sollte sich eine Gruppe um die Wurfmaschinen kümmern und die Alven mögen aus der Luft angreifen.“

So sollte es geschehen und die Männer trafen ihre Vorbereitungen. Aldanon wollte seine Krieger selbst anführen und gesellte sich zu der großen Gruppe, die mit ihren Cerah am Rand des Heerverbandes lagen. Die

Veromanen wurden mit den Reitern der Hochländer aufgefüllt und sollten die rechte Seite decken, während der Hauptteil der Armee sich abwartend hinter die langen Reihen der Bogenschützen stellte.

Von jetzt an hieß es beobachten, was der Feind unternehmen würde, denn Yard wollte nicht noch einmal durch einen unbedachten Sturm in Bedrängnis geraten. Es dauerte zwei unendlich lange Stunden, bis sich endlich etwas unterhalb des dunklen Berges regte. Das riesige Tor öffnete sich unter lautem Knirschen, das bis zu den Kämpfern herüberschallte und ihnen ein Schauern bereitete.

Zunächst war nichts auszumachen, doch dann erschienen die hohen Aufbauten von großen Katapulten im Bogen des Tores. Sie wurden von vielen schwarzen Gestalten herausgeschoben und in Stellung gebracht. Es war also genau so, wie Toreen es vermutet hatte: Der Feind benutzte seine riesigen Waffen, die wie Ungeheuer aus ihrem Versteck krochen. Wenn sie eingesetzt wurden, trafen sie Freund und Feind auf dem Schlachtfeld, doch das war dem Anführer der dunklen Armee egal, wenn nur genügend Feinde dabei umkamen.

Kaum waren die Ungetüme an ihrem Platz, gingen die Wartankrieger wieder zum Angriff über. Die dunkle Armee wartete also nicht einen Gegensturm des Gegners ab, sondern beschäftigte ihn sofort wieder, um den Mannschaften an den Katapulten genügend Zeit zur Ausrichtung der Waffen zu verschaffen. Gleichzeitig mit den nun wieder verstärkten Reihen der Wartans erhob sich eine Unzahl von schwarzen Drachen aus der Krone des Berges und flogen auf die Ebene zu. Die Alvenkrieger Aldanons warteten auf ein

Zeichen ihres Fürsten und stiegen dann ebenfalls in die Luft.

Im selben Augenblick machten sich die Bogenschützen bereit und schossen Tausende von Pfeilen ab, die den sich nähernden Fußtruppen des Gegners wie ein riesiger Insektenschwarm entgegenflogen.

Die Schlacht tobte nun erneut und setzte sich auch in der Luft fort, wo die weißen Cerah auf ihre schwarzen Gegner stießen. Ein beinahe undurchschaubares Gewirre von Pfeilen und Speeren flog durch die Luft, so dass die Alven Mühe hatten, den vielen Geschossen unbeschadet auszuweichen. Einigen der Drachenreiter gelang es, durch die Reihen der Alven hindurchzukommen und ihre explodierenden Kugeln auf die Soldaten unter ihnen abzuwerfen. Die Sprengkörper rissen Löcher in die Reihen der Reiter, deshalb befahl Yard die Flucht nach vorn, um nicht weiterhin ein so leichtes Ziel zu bieten. Die große Schar trieb ihre Tiere an und mit donnernden Schlachtrufen stürzten sie sich auf die Feinde.

Beide Armeen trafen sich in der Mitte des Feldes und ließen ihre Waffen aneinander klirren. Während die Veromanen- und Hochländerverbände versuchten, die Seite des Gegners einzunehmen, zischten die ersten Wurfgeschosse der Katapulte brennend über ihre Köpfe hinweg. Noch waren diese nicht zielgenau und verfehlten die Reiter, doch das würde nicht lange so bleiben. Schon flogen die nächsten Kugeln heran und trafen besser. Eine schlug genau in eine Gruppe von Wargländern ein und tötete die meisten der Männer. Auch von oben regnete es die böse Fracht, so dass die Reiter sich bald mehr auf das Ausweichen, als auf einen geregelten Angriff konzentrieren mussten.

Der Ansturm auf die Feinde geriet ins Stocken und der Kaiser war gezwungen, ihn ganz abubrechen. Auf der gesamten Breite der Front zog er die Männer zurück und ließ sie zum Ausgangspunkt des Angriffes zurückkehren. Hier waren mehrere tausend tharonischer Soldaten zusammen mit den Dwanen damit beschäftigt, sich einer Welle von Wartankriegern zu erwehren, denen der Durchbruch durch die Bogenschützen gelungen war. Die Reiter kamen ihren Kameraden zur Hilfe und wenigstens diese Gefahr konnte gebannt werden.

Doch schon eilten neue Feindestruppen heran und ließen den Männern keine Zeit für die Erholung. Die Beteiligten dieses erneuten Angriffs wurden durch die Geschosse ihrer eigenen Waffen und sogar durch getötete und herabstürzende Drachen dezimiert, dennoch rannten sie unvermindert weiter voran.

„Sie folgen einem höheren Willen, ohne auf eigene Opfer zu achten“, rief Toren Yard in all dem Getöse der Schlacht zu.

„Dann müssen wir diesen Willen eben auf irgendeine Weise brechen“, antwortete Yard. „Lange können wir nicht mehr widerstehen.“

„Wie willst du das erreichen?“, fragte Toren. Diesmal wusste auch er keinen Rat.

Als Antwort zog Yard sein Schwert wieder aus der Scheide und hielt es hoch. „Achtelon wird seine Aufgabe jetzt beenden, oder wir alle gehen unter“, sagte er ernst.

Jetzt verstand Toren seinen jungen Freund, aber er war über diesen Gedanken entsetzt. „Das ist Wahnsinn, du kannst nicht in den dunklen Berg und dich ihm stellen. Nicht jetzt.“

„Welche Möglichkeit bleibt uns denn noch?“, fragte der Kaiser und sah seinen Freund ernst an.

Toren blickte in das selbstbewusste Gesicht Yards und nickte schließlich stumm. Natürlich hatte er immer geahnt, dass diese Stunde einmal kommen würde, doch die Sorge um den jungen Mann, den er wie einen Sohn liebte, war im Moment stärker als jeder Gedanke an das Notwendige. „Ich selbst werde dir den Weg bereiten“, sagte er bedrückt. „Alle Männer, die wir bekommen können, sollen dich decken, bis wir eine Lücke in den Reihen der Feinde finden.“

„Nein, du musst bei den Anderen bleiben und sie mit deiner Erfahrung leiten“, bestimmte Yard. „Ich werde mir die Männer aussuchen, die mir eine Gasse am linken Rand der Front bilden sollen, durch die ich dann versuche hindurchzureiten. Ihr müsst nur eine Weile die Aufmerksamkeit der Feinde auf die Mitte des Schlachtfeldes lenken, damit ich unbemerkt durchkomme. Irgendwo in diesem Berg muss es einen zweiten Eingang geben, und ich werde ihn finden.“

Gwendon, der sich ebenfalls in der Nähe aufhielt und gerade von einem harten Kampf zurückkehrte, hörte die letzten Worte Yards und blickte ihn fragend an.

„Was hast du vor?“, rief er ihm zu.

„Ich werde in den dunklen Berg gehen und mich ihm persönlich stellen“, antwortete Yard so ruhig, als gehe es um einen Jagdausflug.

„Du bist wahnsinnig, aber ich werde dich begleiten“, kommentierte der Hochländer dies knapp.

„Nein, ich reite allein und ...“

„Ich komme mit oder keiner von uns wird reiten“, unterbrach Gwendon den Kaiser. Sein Ton duldete keine Widerrede mehr.

Endlich willigte Yard ein, denn er wusste nun einen starken Freund an seiner Seite, den er ohnehin nicht abschütteln konnte. Während Toren nun einen Scheinangriff vorbereitete, der auf die Mitte der Front zielen sollte, begab Yard sich zu einer Gruppe von Alven, die ihm die besagte Gasse bereiten würden. Er wählte die Lichtkrieger nicht ohne Grund, denn sie galten bei den Feinden als großer Schrecken und konnten ihm bei seinem Vorhaben am ehesten dienen. Als er ihnen seinen Plan erklärte, bewunderten sie seinen Mut, versuchten jedoch nicht, ihn davon abzubringen. Im Gegenteil versuchten sie alles, um ihm ein Gelingen zu ermöglichen.

Einer der Alven, ein junger Krieger namens Rogolohn, wusste von einer kleinen Hügelkette auf der Westseite des Berges, die man von hier gut erreichen konnte, und in deren Schutz man vielleicht bis zu dem Berg gelangte. „Wenn es gelingt, den Feind etwas abzulenken, könnte ein Reiter oder eine Gruppe unbemerkt bis zu der Hügelkette kommen“, sagte der Alve lächelnd zu Yard.

„Toren bereitet einen Angriff auf die Mitte vor, der sie hoffentlich für genügend lange Zeit ablenkt und beschäftigt“, antwortete der Kaiser. „Er nimmt alle verfügbaren Kräfte zusammen und lenkt die Aufmerksamkeit auf sich. Das muss reichen.“

„Bestimme den Zeitpunkt, wir werden bereit sein“, sagte Rogolohn.

Yard ritt zu Toren und Gwendon zurück und berichtete von dem Vorhaben. Sein alter Freund nickte und sagte: „Die Männer stehen bereit. Sowie ein günstiger Zeitpunkt gekommen ist, werden wir den Angriff beginnen. Ich bin froh, dass du Alvenkrieger ausgesucht

hast, sie werden dich am ehesten hindurchbringen können.“ Toren sah Yard besorgt an und wollte noch weitersprechen, doch im Moment versagte ihm die Stimme.

Der junge Mann verstand jedoch auch ohne Worte und nickte zuversichtlich. Beide Männer umarmten sich noch einmal, dann trennten sie sich. Yard gesellte sich von Gwendon gefolgt wieder zu den Alven und ritt mit ihnen gemeinsam ein weites Stück zurück, um sich dem Blick der Feinde zu entziehen. Als sie nach Westen schwenkten, begann hinter ihnen auf dem Schlachtfeld der scheinbar unbedachte Angriff von Tausenden von Reitern, der sie mitten durch die von Wurfgeschossen und Explosionskratern beherrschte Frontlinie führte. Tatsächlich waren die Feinde darüber sehr verwundert und zogen ihre Truppen an der besagten Stelle zusammen, so dass die Flanken etwas geschwächt wurden.

Der kleine Trupp Yards gelangte so fast ungehindert auf die linke Seite des Schlachtfeldes und hielt direkt auf die erwähnte Hügelkette zu. Lediglich ein kleiner Außenposten stellte sich ihnen in den Weg, doch der Anblick der leuchtenden Alven lähmte die Wartans so sehr, dass sie eher besiegt waren, als sie sich besinnen konnten. Von nun an hatte die Gruppe nur freies Feld und die Dunkelheit vor sich, die ihnen dieses eine Mal gelegen kam ...

Im Herz der Finsternis

Yard drehte sich nochmals um und konnte von seinem Sattel das Schlachtfeld gut überblicken. Der Angriff Torens hatte seine beabsichtigte Wirkung erzielt: Der Keil, den die Reiter in die Gegner trieben, wurde mit starken Truppenaufgeboten beantwortet. Ein riesiger Balg von kämpfenden Körpern wühlte im Zentrum der Schlacht.

Der Kaiser hoffte nur, dass bei diesem riskanten Unternehmen nicht zu viele Männer ihr Leben ließen. Vor allem hoffte er, dass auch Toren wieder zurückkehrte. Yard ahnte nicht, dass in eben diesem Augenblick ein verirrter Pfeil die Brust seines alten Freundes traf und dieser von seinem Pferd stürzte.

Die kleine Gruppe erklimm nun die flachen Hügel und ritt dann in die Senke, die dazwischen lag, hinein. Die Landschaftserhebungen waren nur kleine Ausläufer, die der dunkle Berg vor Urzeiten bei seiner Entstehung aus der Erde geschoben hatte. Sie wurden zum westlichen Fuß des Berges hin flacher und verliefen sich dann gänzlich in der schroffen Landschaft. Die Deckung, welche die Kette den Reitern bot, währte also nicht lange und schon bald kamen sie aus der Senke wieder heraus.

Sie befanden sich nun auf der Westseite des dunklen Riesen, der ihnen hier eine steil aufragende Wand bot. Der schmale Grat, der sich um den gesamten Berg zog, und auf dem sich Anika und Tierus bewegt hatten, war von hier unten nicht zu sehen, obwohl er sich an dieser Stelle durchaus in erreichbarer Höhe befand. Hätten Yard und seine Begleiter ihn entdeckt, wären sie vielleicht auf den Gedanken gekommen, ihn zu erklimmen und zu nutzen. Sie befanden sich jedoch

weiter in Ungewissheit und suchten nach einem Nebeneingang, den es nach Yards Meinung unbedingt geben musste.

Für einen kurzen Augenblick hielten sie an und beratschlagten sich. Die Stille, die sie umgab, war nach all dem Schlachtenlärm unheimlich und sie wagten es nur, sich flüsternd zu unterhalten. „Es muss eine Tür geben, durch die wir hineingelangen können“, sagte Yard. „Ich werde sie finden, und wenn ich den ganzen Berg umrunden muss.“

„Wenn die Erbauer dieser Festung klug waren, dann haben sie einen weiteren Eingang an der Nordseite geschaffen, an der das Land stark abfallen und in ewigem Eis münden soll“, bemerkte Bogolohn nachdenklich.

„Möglicherweise hast du Recht, ich werde das herausfinden, aber von nun an reite ich allein mit Gwendon weiter. Ihr habt mir genügend gute Dienste erwiesen“, sagte Yard. Doch die Alven bestanden darauf, ihn auch weiterhin zu begleiten und ließen sich auch nicht davon abbringen.

„So kommt und folgt mir, es gilt keine Zeit zu verlieren.“

Die Reiter eilten weiter und hielten immer scharf Ausschau nach einem möglichen verborgenen Eingang. Zerklüftete Vorsprünge, an denen sie oft vorbeikamen, stellten sich jedoch nicht wie erhofft als getarnte Türen heraus, und so mussten sie stets unverrichteter Dinge weiterziehen. Den Reiter, der ihnen im immer gleichbleibenden Abstand folgte, sahen sie nicht; und dieser bemerkte seinerseits die ebenfalls heimliche Gestalt nicht, die wiederum ihm nacheilte.

Während ihrer stundenlangen Suche umrundeten sie den Berg zu einem Viertel und gelangten immer weiter nach Norden. Ein eiskalter Wind fegte ihnen entgegen und sie versuchten sich so dicht wie möglich an der Felswand zu halten, um wenigstens etwas Schutz vor dem eisigen Sturm zu bekommen. Plötzlich bemerkten sie einen schmalen Spalt in der Felswand, der sich tief in den Berg hineingrub.

Gwendon ritt vorsichtig näher und betrachtete den Spalt, an dessen oberer linken Seite sich ein Weg fortsetzte, der hinter einer Art Mauer verborgen war. Der Hochländer beachtete diesen Weg jedoch nicht weiter, sondern richtete seine Aufmerksamkeit nur auf den Spalt. Es befand sich nämlich eine Treppe dort, die steil in die Tiefe führte, und somit folglich an irgendeiner Tür enden musste. Aufgeregt über diese Entdeckung, rief er seine Gefährten zu sich.

Die Männer stiegen ab und begutachteten die Treppe. Ihre Stufen waren abgetreten und schief, aber es war eindeutig, dass sie zu einem geheimen Eingang des Berges führte. Ohne zu zögern schritten die Männer die Treppe hinab, wonach die klugen Pferde der Alven sich ihren eigenen Weg zurück suchten.

Die Treppe beschrieb nach einiger Zeit einen Bogen und führte tief in die Erde hinab. An ihrem Ende gelangten Yard und seine Begleiter in jene Vorkammer, durch die auch Anika und ihr Schicksalsgenosse gelangt waren.

Nach einigen Schritten durch die von den Alven beleuchtete Dunkelheit gelangten sie schließlich an die Tür, die sie sich erhofft hatten. Nun standen sie vor einem weiteren Problem, denn sie hatten keine Ahnung, wie sie die wuchtige und starke Tür öffnen sollten.

Ihre Hände suchten überall in der Felswand nach einem versteckten Hebel, aber sie fanden nichts. Erst als einer der Alven eine lockere Steinplatte im Boden bemerkte, die er dann anhob, hatten sie den Mechanismus entdeckt.

Der Alve zog an der rostigen Kette und knirschend öffnete sich die steinerne Pforte. Wie sie erwartet hatten, gähnte ihnen auch dahinter die tiefste Finsternis entgegen. Doch sie schritten mutig voran und kamen so in einen langen und schmalen, steil abfallenden Gang, der schließlich in dem Labyrinth des ehemaligen Bergwerkes mündete.

Zunächst irrten sie ziellos in den verzweigten Gängen umher, kamen an Kreuzungen und Gabelungen an, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten. Yard hätte niemals erwartet, dass sie es überhaupt bis herschaffen würden; doch diese vielen Irrgänge schienen nun doch ein unüberwindliches Hindernis zu sein, in dem sie nach und nach die Orientierung verloren. Selbst die Alvenkrieger wussten nicht mehr weiter. Obwohl sie noch nicht verzagten, so begannen sie doch langsam am Erfolg ihrer Unternehmung zu zweifeln.

An einer weiteren Gabelung, von der sie meinten, dass sie diese bereits schon einmal passiert hätten, hielten die Männer an und setzten sich müde und entmutigt zu Boden.

„Ich befürchte, wir kommen hier nie wieder heraus“, bemerkte Gwendon resigniert. „Wenn wir doch Barra mitgenommen hätten. Der kleine Dwane kennt sich mit solch verzweigten Höhlen bestens aus. Er würde einen Ausweg finden.“

Anstatt zu antworten zog Yard sein Schwert, denn es hatte sich mit einer ungewöhnlichen Wärme, die er plötzlich verspürte, bemerkbar gemacht. Die Klinge pulsierte in einem hellweißen Licht, ihr Leuchten wurde stärker und schwächer, je nachdem, in welche Richtung Yard sie hielt. „Achtelon zeigt uns den Weg“, rief er aufgeregt und seine Begleiter sahen auf. „Wir brauchen seinem Leuchten nur zu folgen. Kommt.“

Sofort erhob sich die Gruppe wieder und folgte Yard. Es verhielt sich tatsächlich so, wie der Kaiser es vermutete. An jeder Wegkreuzung zeigte ihnen das Schwert nun durch seinen Lichtschein den richtigen Weg.

„Ein Heil auf die Klinge des Kaisers“, riefen die Alven aus, als die Gemeinschaft schließlich aus den Gängen heraus in eine große Höhle trat. In Achtelons Schein sahen sie sich um und bemerkten jedoch schon das nächste Hindernis auf ihrem Weg. Vor ihnen klaffte ein breiter und scheinbar sehr tiefer Spalt im Erdboden, an dessen beiden Enden die leider abgerissenen Reste einer Brücke hingen.

„Es hat sich alles gegen uns verschworen und das ist sicher sein Werk“, sagte Yard ärgerlich. „So weit sind wir nun schon gekommen, doch das hier wird uns aufhalten.“

„Vielleicht gibt es noch einen anderen Weg“, vermutete Gwendon.

„Nein, Achtelon hat uns diesen Weg gewiesen, wir müssen den Spalt irgendwie überwinden, doch ich weiß nicht wie.“

„Verzagt nicht“, sagte Bogolohn. „Diesmal wollen wir Alven unseren Teil dazu beitragen, dass es gelingt.“

Der Alvenkrieger lächelte und holte ein dünnes, aber sehr langes und gleichzeitig stabiles Seil hervor, das grünlich schimmerte. Er band eine Schlinge und hielt sie an seinen Mund, so als flüstere er dem Seil etwas zu. Dann schwang er es über seinen Kopf und warf es mit einem zischenden Geräusch auf die andere Seite der Schlucht. Es schien unendlich lange zu fliegen und änderte dabei sogar öfter seine Richtung, als suche es eigenständig einen geeigneten Platz zur Landung. Endlich gelangte es auf der anderen Seite an und legte sich auch tatsächlich um einen spitzen Felsbrocken. Bogolohn zog kurz prüfend daran und band dann das andere Ende des Seiles mit dem Rest der Brücke zusammen. „Nicht so bequem wie eine Brücke, aber auf jeden Fall fester und sicherer“, sagte er schmunzelnd zu den beiden staunenden Menschen.

Diesmal war es an Yard, freudig auszurufen: „Jetzt sage ich: ein Heil auf die Seile der Alven, die ihr eigenes Leben zu haben scheinen.“

„Alles was aus Tarr ist, lebt“, bestätigte Bogolohn. „Doch nun sollten wir das Seil auch benutzen. Wenn ihr beide erlaubt, werde ich zuerst hinübergehen, um die Festigkeit zu prüfen.“

Die Männer waren einverstanden, obwohl sie sicher waren, dass das Seil halten würde. Der Alve hatte gesagt, er wolle hinübergehen und das tat er auch wortwörtlich. Als befände er sich auf einem breiten, sicheren Grund, bestieg er das dünne Seil und ging schnellen Schrittes auf die andere Seite des Abgrundes. Seine Stammesbrüder taten es ihm auf dieselbe Weise gleich und bewegten sich ebenso gewandt herüber.

Die beiden Menschen hatten es da nicht so leicht. Gwendon und Yard setzten sich auf den Boden, er-

griffen das Seil und hangelten sich mühsam Stück für Stück über den tiefen und finsternen Abgrund voran. Lediglich das eigentümliche Schimmern ihrer Freunde bot ihnen dabei einen Anhaltspunkt, wie weit sie es noch bis zur anderen Seite der Schlucht hatten. Doch auch sie schafften es schließlich und waren froh, der unheimlichen Dunkelheit des klaffenden Schlundes entkommen zu sein.

Zwei der Alven reichten ihnen die Hände und zogen sie auf den sicheren Felsen. Danach flüsterte Bogolohn dem Seil wieder einige Worte zu und es löste sich wie von Geisterhand vom Rest der Brücke, so dass der Alve es wieder aufwickeln und einstecken konnte.

Von hier aus leitete Yards Schwert wieder ihre Schritte. Sie kamen nach kurzer Zeit an den unzähligen Verliesen der untersten Ebene des schwarzen Berges vorbei. Da sie an diesem Ort Wächter vermuteten, bewegten sie sich fortan sehr vorsichtig und dicht an die Wand gedrängt voran. Hinter den Zellentüren hörten sie seltsame Geräusche, bei deren Klang die Alven erschauerten.

„Böse Wesen befinden sich hinter diesen Türen“, flüsterte Bogolohn. „Wir können ihren unbändigen Hass auf jedes Lebewesen spüren, lasst uns schnell weitergehen.“

Die Männer eilten an den Türen vorbei und versuchten den unheimlichen Ort so schnell wie möglich zu verlassen. Zu ihrem Glück trafen sie auf keine Wächter und konnten ungehindert Achtelons Führung folgen. Schließlich gelangten sie in scheinbar öfter benutzte Gänge, in denen grünlich schimmernde Lampen in regelmäßigen Abständen an den Wänden hingen. Aus

Vorsicht zogen sie ihre Waffen und schritten langsam weiter.

Plötzlich hielt Bogolohn an und hob warnend seine Hand. Die scharfen Ohren des Alven hatten ein Geräusch vernommen, das sich der Gemeinschaft näherte. „Schritte von vielen Füßen“, sagte er. „Sie kommen her, wir müssen uns verbergen.“

In aller Eile blickten die Männer sich um und suchten hastig ein Versteck. Yard deutete auf eine Nische, die unbeleuchtet und tief genug war. So schnell es ging, krochen die Gefährten dort hinein und duckten sich. Gerade noch rechtzeitig verschwand der letzte von ihnen in dem Versteck, als im nächsten Moment ein Trupp von schwerbewaffneten Wartans im Laufschrift den Gang entlangeilte. Mindestens dreißig dieser Wesen konnte Yard in der Eile zählen, die ihre Beobachter zum Glück nicht bemerkten.

Die Männer wollten schon aufatmen als die letzte Doppelreihe an ihnen vorbeigelaufen war; doch auf einmal regte sich in ihrem Rücken etwas. Die Felswand bewegte sich und ein erstauntes und verärgertes Knurren war dahinter zu hören. Irgendetwas versuchte die Wand, die offensichtlich eine Tür war, zu öffnen. Ein Lichtschein drang heraus und die verwunderte Fratze eines Wartans erschien in einem Spalt der Tür.

Innerhalb kurzer Augenblicke überschlugen sich die folgenden Ereignisse. Der Wartan stieß einen Warnruf aus und sofort kehrte die große Gruppe seiner Artgenossen zurück, die eben noch an den Männern vorbeigelaufen war. Alven und Menschen sahen sich nun entdeckt und sprangen aus der Nische heraus. Noch bevor die Wolfsmänner die Lage richtig beurteilen

konnten, wurden die ersten von ihnen niedergestreckt. Doch dann besannen sich die Wesen und setzten sich zur Wehr. Ein wilder Schwertkampf entstand in dem engen Gang. Geistesgegenwärtig riss Gwendon die Tür auf und erschlug den Wartan, der den Warnruf ausgestoßen hatte. Leider befand sich hinter der Tür keine Fluchtmöglichkeit, sondern lediglich eine kleine Kammer. Die Männer waren also gezwungen, weiterhin gegen die große Übermacht der Feinde zu fechten.

Schon mussten sie zurückweichen und befürchten, bald neue Gegner hinter sich zu haben, die sicher durch den Kampfärm aufmerksam wurden.

„Ihr beide müsst fliehen“, rief Bogolohn Yard und Gwendon zu. „Wir werden versuchen, sie so lange wie möglich aufzuhalten. Flieht!“

Die beiden Menschen standen für einen Augenblick vollkommen ratlos da und konnten sich nicht entscheiden. Durften sie in dieser Situation ihre Freunde einfach allein zurücklassen?

„Lauft, lauft.“, rief der Alve wieder und seine Stimme klang dabei flehend.

„Er hat Recht“, sagte Gwendon gehetzt. „Wir müssen fort von hier, sonst war alles umsonst.“

Yard nickte und verlor nun keinen Augenblick Zeit mehr. Zusammen mit seinem Freund, rannte er den Gang hinauf und hoffte, dabei nicht noch auf weitere Gegner zu stoßen. An einer Gabelung wählten sie ohne Überlegung den linken Gang und umgingen damit unbewusst einen weiteren Trupp von Feinden, die durch den Lärm angelockt worden waren. Von überall kamen jetzt Verstärkungen für die kämpfenden Wartans, die gesamte Ebene schien in Aufruhr zu sein,

denn die Nachricht von einer eingedrungenen Alvenarmee machte die Runde. Lediglich der Gang, in dem sich die beiden Männer befanden, war ruhig und verlassen. Sie wussten nicht, ob sie sich überhaupt in die richtige Richtung bewegten; doch es gab kein Zurück mehr.

An einer weiteren Kreuzung hielten sie an und Yard zog wieder sein Schwert, doch die Klinge leuchtete diesmal nicht. „Wir müssen einen falschen Weg gelaufen sein“, befürchtete er. Wohin er seine Waffe auch schwenkte, es blieb ohne Reaktion. „Bitte Achtelon, zeige uns, wohin wir gehen sollen“, flüsterte er, doch nichts geschah.

Zögerlich entschieden sie sich also dafür, dem Lauf des Ganges weiter zu folgen, bis sie an den Fuß einer Wendeltreppe gelangten, die nach oben führte. Mit äußerster Anspannung stiegen sie die Stufen hinauf. Die Treppe beschrieb mehrere Windungen und endete schließlich in der Mitte eines höhlenartigen Saals, dessen hohe Felsendecke sich wie eine Kuppel wölbte. Erstaunt und gleichzeitig abgestoßen, betrachteten die beiden Männer die rotglühenden Wände, deren unheimliches Leuchten auf- und ab pulsierte.

Auf der anderen Seite des Saals stand ein hoher Thron, dessen Lehne ihnen zugewandt war, so dass sie nicht erkennen konnten, ob jemand darauf saß. Die blauschimmernde Kugel, die danebenstand, erregte die besondere Aufmerksamkeit der beiden. Auch sie pulsierte und war von einem verzweigten Adergeflecht durchzogen. Dieses seltsame Gebilde beherbergte ein furchtbares Geheimnis, das spürten Gwendon und Yard sofort. Ohne es genau zu wissen, jedoch mit einer bestimmten Vorahnung, befanden sie sich nun mitten

im Herzen des Bösen: In der Halle des dunklen Herrschers.

Gwendon schritt langsam voran, stets seine Waffe bereithaltend und sich überall umblickend. „Was ist das hier?“, fragte er flüsternd.

„Ich glaube, wir haben seinen Wohnort gefunden“, vermutete Yard. Er verspürte nun deutlich das unheimliche Gefühl, dass sein größter Gegner nicht mehr weit entfernt sein konnte.

„Du hast ihn in der Tat gefunden und ich erwarte dich bereits“, donnerte plötzlich eine finstere Stimme laut durch die Halle.

Die beiden Männer fuhren erschrocken zusammen und blickten auf den Thron, der sich ihnen in diesem Moment zudrehte. Außer einem rotglühenden Augenpaar, das sie beide anstarrte, sahen die Männer nur eine tiefe Schwärze; tiefer, als sie es sich jemals in ihren schlimmsten Alpträumen vorgestellt hatten.

„Endlich, endlich kommen wir zusammen und du bringst mir, was ich begehre“, flüsterte die Stimme böse. Ein triumphierendes Lachen folgte, in dessen Zuge die Finsternis noch zunahm und an den Wänden auf die beiden Männer zukroch.

„Bei allem was gut ist“, krächzte Gwendon, und seine Stimme versagte ihm angesichts des Schreckens vor ihnen.

Yard erging es ähnlich, doch er besaß noch genügend Mut, um sein Schwert zu ziehen und es drohend hochzuhalten. „Weiche zurück, das hier ist Achtelon und es wird dir Widerstand leisten“, rief er. Woher er die Kraft nahm, wusste er nicht, aber die Schwärze wich tatsächlich ein Stück zurück. In den glühenden Augen des finsternen Wesens flackerte ein gewisser Zweifel.

Durch diesen Erfolg ermutigt, sprach der junge Kaiser weiter: „Deine Zeit ist abgelaufen. Ich komme, um dich für all das Unrecht zu strafen, das du den Völkern angetan hast.“

„Narr, was weißt du von meiner Macht?“, rief ihm der dunkle Herrscher entgegen. „Ich muss mich vor niemandem rechtfertigen und niemand kann mich bedrohen. Siehe meine wahre Größe.“ Während das Wesen diese Worte ausrief, wuchs sein Schatten bis an die hohe Decke. Die glühenden Augen erschienen so groß wie feurige Wagenräder. „All deine Gefährten nutzen dir nichts, denn sie sind nichts als Würmer, die ich vernichten werde.“ Zwei Blitze zuckten aus den Händen des Finsteren hervor und trafen Gwendon. Der Hochländer schrie auf und wurde regelrecht von den Beinen gerissen. Reglos blieb er auf dem Felsboden liegen.

„Nein“, schrie Yard laut und eine unbändige Wut stieg in ihm auf. Wie von Sinnen stürzte er sich auf das riesige Wesen und wollte es erschlagen. Doch in seinem blinden Eifer stolperte er und ließ das Schwert aus seiner Hand gleiten. Die Waffe schlitterte auf dem glatten Boden weiter und landete direkt vor den Füßen des dunklen Schattens.

Wieder ließ das Wesen sein furchtbares Lachen hören und seine Hand hob Achtelon auf. „Dass du es mir so leicht machst, hätte ich nicht vermutet“, höhnte der dunkle Herrscher, dessen Gestalt wieder zu ihrer ursprünglichen Größe zusammenschrumpfte. Yard war fassungslos über sein Missgeschick, das nun das Ende der freien Welt bedeutete.

Während er sich dessen erst langsam richtig bewusst wurde, sprach sein Gegner weiter: „Da du mir so sehr

entgegenkommst, werde ich Gnade walten lassen und einige deiner Begleiter am Leben erhalten. Zur Stunde sind meine Armeen siegreich und werden deinen lächerlichen Haufen, den du deine Streitmacht nennst, vernichten. Die Überlebenden werden die Ehre erhalten, mir zu dienen und so ihre Schuld abzutragen.“ Das Glühen in den Augen des Wesens wurde noch heftiger und es kostete seinen Sieg nun vollkommen aus. Zur Krönung seines Triumphes wollte er seinen Gegner noch mehr demütigen.

Yard starrte bedrückt zu Boden, er hatte alle Hoffnung fahren gelassen und erkannte, dass nun nichts mehr das Blatt wenden konnte. Nur durch einen dummen Zufall, bedingt durch seine unreife Unbeherrschtheit, hatte er das Leben und Vertrauen von Tausenden verspielt. Er wünschte sich jetzt nur noch einen schnellen Tod herbei.

Doch sein Gegner war noch nicht fertig mit ihm und ließ ihn das auch bald auf eine furchtbare Weise wissen. „Schau auf!“, befahl das Wesen barsch und Yard gehorchte. „Ich habe hier jemanden für dich“, zischte der Finstere scheinbar sanft. „Einen Menschen, der dir sicher sehr nahestand. Ich erlaube dir, sie noch einmal zu sehen, bevor ihr beide sterbt.“

Diese Worte ließen Yard aufhorchen. Seine schlimmen Ahnungen bestätigten sich, als das Geflecht in der blauen Kugel, auf die der dunkle Herrscher deutete, plötzlich durchsichtig wurde. Ein Mensch lag dort drin, zusammengerollt wie ein Embryo im Bauch seiner Mutter. Entsetzt blickte Yard hinein und erkannte, dass es Anika war, die sich darin befand.

„Ich habe sie für dich aufgehoben“, hörte Yard die böse Stimme sagen, sein Herz drohte stehen zu blei-

ben. Was hatte dieses Monstrum ihr nur angetan? Er schloss die Augen, denn diesen Anblick konnte er nicht länger ertragen.

Ein langer, schmerzerfüllter Aufschrei durchbrach plötzlich die finsternen Todeswuschgedanken des gescheiterten jungen Mannes. Doch es war nicht sein Schrei, sondern sein Gegner hatte ihn ausgestoßen und wand sich wie ein verwundetes Tier. Das Schwert fiel aus der Klaue und landete diesmal wieder bei Yard.

Ohne zu zögern griff der junge Kaiser danach und erhob sich. Erst jetzt bemerkte er die Gestalt, die mit dem dunklen Herrscher rang und ihm dabei wohl einen Dolch in den Rücken gestoßen hatte. Doch der Angreifer hatte den Finsternen nur verwundet, nicht getötet, und das rächte sich nun. Mit einem weit ausgeholten Schlag traf der dunkle Herrscher seinen neuen Gegner und schleuderte ihn damit von sich.

Die Gestalt landete direkt neben Yard und blieb stöhnend liegen. Ihre eher zierliche Figur war von einer schimmernden Rüstung umgeben und ihr langes, blondes Haar hatte sie zu einem hohen Zopf gebunden, der jedoch blutverschmiert war, denn eine tiefe Wunde klaffte am Kopf.

Zu seinem Entsetzen erkannte Yard, dass es sich um Liana, die Tochter Aldanons handelte. Wie sie hierhergekommen war und was sie dazu bewegt hatte, sich dem dunklen Herrscher zu stellen, wusste Yard nicht. Es war ihm jetzt auch egal, denn er hatte eine neue Chance zum Handeln erhalten, und das tat er auch. Mit einem beinahe katzenähnlichen Sprung hechtete er sich vor und richtete das Schwert gegen seinen noch immer verwirrten Feind. „Zeige mir deine wahre

Gestalt.“, rief Yard dem dunklen Herrscher entgegen und ein heller Schein erstrahlte aus Achtelon.

In seinem Licht erschien das vormals so finstere und monströse Wesen plötzlich ganz anders. Ein alter und durch seinen Jahrhunderte währenden, unnatürlichen Hass gebeugter Mann stand nun vor dem jungen Kaiser und versuchte sein verschrumpeltes Antlitz vor der Wahrheit zu verbergen. Sein wohl ehemals weißes Gewand besaß große Ähnlichkeit mit der Ordensrobe Marwinars, gehörte doch auch dieses Wesen einst demselben Orden an. Jetzt bestand das Kleid allerdings an vielen Stellen nur noch aus zerlumpten Fetzen, die den ausgezerrten Körper nur mangelhaft bekleideten.

Das also war die wirkliche Erscheinung des dunklen Herrschers und Yard dauerte es bei diesem Anblick. Die zerbrechlich wirkende Gestalt bemerkte das natürlich und versuchte, sich das aufflackernde Mitleid des jungen Kaisers zunutze zu machen. Mit gebrechlicher und zitteriger Stimme flehte er Yard an: „Sieh, ich bin nur ein alter Mann und war lange Zeit der Gefangene meiner Macht, die ich niemals so haben wollte, wie sie geworden ist. Dein Licht hat mich endlich befreit, und ich kann nun in Ruhe sterben. Lass mir noch diesen wenigen Frieden und nehme dein Schwert herab.“

Die Worte des alten Mannes klangen so erbarmungswürdig, dass Yard seine Waffe tatsächlich senkte und von dem Alten fortnahm. War dieses bedauernswerte Wesen vielleicht wirklich nur der Gefangene von höheren Mächten gewesen und hatte für einen unbedachten Moment mit einem schrecklichen Leben in ewiger Einsamkeit gebüßt? Stand jetzt nicht eindeutig

ein gebrochener Mann vor Yard, auf dem alle Last seiner Schuld wie ein riesiger Felsbrocken ruhte? Es kam dem jungen Kaiser wirklich so vor. Er wollte keinen Wehrlosen töten, in dem ohnehin mehr Tod als Leben steckte. Hilfreich bot er dem alten Mann die Hand und wollte ihm aufhelfen, als die verkümmerte Gestalt sich plötzlich erneut aufrichtete und wieder eine bedrohliche Form annahm. Die Schwärze kehrte zurück und das Wesen erbebt wieder in seinem hässlichen und siegessicheren Lachen.

Doch diesmal kam das Gelächter zu früh, denn Yard holte blitzschnell mit seinem Schwert aus und schlug dorthin, wo sich eben noch sichtbar der Kopf des alten Mannes befunden hatte. Fünf gleißend helle Strahlen traten aus Achtelon hervor und durchdrangen den Torso des dunklen Herrschers, dessen Kopf vom Rumpf getrennt wurde und weit durch die Felsenhöhle flog. Ein unmenschlicher Schrei ertönte durch den gesamten Berg, der mit einem heftigen Erzittern antwortete, als spürte er das Ende seines Herrn.

Yard war gezwungen sich festzuhalten, so sehr bebte der Erdboden. Verzweifelt blickte er zwischen Gwendon und Liana hin und her, die beide noch immer reglos auf der Erde lagen. Er musste ihnen irgendwie helfen, wenn sie noch am Leben waren. Yard ahnte jedoch, dass ihm nicht mehr viel Zeit blieb, denn das Beben wurde zunehmend stärker. Der gesamte Berg drohte einzustürzen.

Unschlüssig wandte er sich zunächst der Alvin zu, die in seiner nächsten Nähe lag. Er beugte sich zu ihr herab und bemerkte, dass sie noch atmete. Als er sich nun bemühte, sie wieder zu Bewusstsein zu bringen, erhielt er unerwartete Hilfe. Eine Hand legte sich auf

seine Schulter. Yard zuckte zusammen und fuhr herum. Zu seinem Erstaunen sah er in das Gesicht von Ligobahn. Der Alve war es gewesen, der Liana dabei beobachtet hatte, wie sie der Reitergruppe heimlich gefolgt war und ihr schließlich ebenfalls nachgeeilt war. Doch es blieb nun keine Zeit, die genaueren Umstände zu klären und Ligobahn drängte Yard zur Eile. „Ich werde sie tragen, kümmere du dich um den Hochländer, wir müssen schnell einen Weg hier rausfinden“, sagte der Alve.

Yard nickte und wollte gerade zu Gwendon laufen, als dieser sich von selbst erhob und benommen um sich blickte. Dem jungen Mann fiel ein Stein vom Herzen, da er den Freund nun wieder gesund und munter wusste. Sofort machte er kehrt und rief Ligobahn und Gwendon zu, dass sie schon vorauslaufen sollten, und er ihnen gleich folgen würde. Er musste sich noch um eine weitere Person kümmern, ohne die er die Felsenhalle auf keinen Fall verlassen wollte.

„Yard, wir haben keine Zeit mehr“, versuchte der Hochländer ihn umzustimmen, doch der Angerufene reagierte nicht und lief zurück zum Thron. Noch immer pulsierte die blaue Kugel, in der Anika gefangen war, vor ihm. Vorsichtig berührte er das Gebilde, zuckte jedoch zurück, als er einen kleinen Blitzschlag erhielt, der einen starken Schmerz in seiner Hand hervorrief. Yard sah in seiner Zeitnot nun keine andere Möglichkeit mehr und holte mit seinem Schwert aus. Mit aller Kraft schlug er in der Hoffnung, Anika damit nicht zu töten, auf die Kugel ein. Wie ein riesiges Glas zerplatzte die Kugel in tausend Stücken und gab seine Gefangene endlich frei. Der junge Mann beugte sich

zu ihr hinunter und strich das schweißnasse Haar aus ihrer Stirn.

Zu seiner Freude atmete sie und schlug sogar bald die Augen auf. Verwirrt sah sie in sein Gesicht und blinzelte. „Yard?“, fragte sie mit belegter Stimme. „Träume ich wieder, bist du es wirklich? Wo bin ich, was ist geschehen?“

„Zu viele Fragen auf einmal“, antwortete Yard lächelnd. „Wir müssen uns eilen und aus diesem Berg herauskommen. Kannst du laufen?“

Noch immer benommen und verwundert, versuchte sie sich zu bewegen und aufzurichten. Ihre Beine waren zwar noch recht wackelig, aber sie konnte stehen und nach kurzer Zeit auch gehen.

„Schnell, schnell raus hier“, rief Gwendon, der ebenfalls in der Halle geblieben war und Yard nun half, Anika etwas zu stützen. Mittlerweile stürzten große Felsbrocken von der Decke und drohten, die Fliehenden unter sich zu begraben. Sie rannten um ihr Leben und erreichten zum Glück unverletzt den Treppenaufgang auf der anderen Seite der Halle, wo sie auf Ligobahn und die noch immer bewusstlose Liana stießen.

Erst jetzt kehrte die volle Erinnerung in Anika zurück und sie entsann sich, wo sie sich eigentlich befand. „Ich kenne vielleicht einen Weg hinaus“, rief sie Yard zu und führte die Gruppe am Ende der Treppe in einen der abzweigenden Gänge hinein. Gwendon und Ligobahn folgten, in dem sie sich die Last der Alvin teilten und sie gemeinsam trugen. Das starke Erzittern des Berges setzte sich nun auch in den Gängen fort und führte zur wilden Flucht aller Bewohner der Stollen, die sich nicht im Geringsten um die seltsame

Gruppe kümmerten, sondern schreiend und bar ihrer Führung fortliefen.

Einige der Sauroden und Wartans liefen sogar direkt an ihnen vorbei, hielten jedoch nicht an, sondern eilten einfach weiter. Aufgrund des wahnsinnigen Durcheinanders, das hier plötzlich herrschte, verlor Anika für einen Moment die Orientierung und wusste nicht mehr, wo sie sich befand. Sie eilte mit ihren Begleitern mal in diese, mal in jene Richtung, bis sie weinend und erschöpft aufgab und nicht mehr weiterwusste. „Ich habe mich verlaufen“, schluchzte sie. „Es gibt so viele Gänge, die sich alle gleichen. Ich habe sie oft nur mit verbundenen Augen durchschritten ...“ Sie konnte nicht mehr weitersprechen, denn ihre Stimme versagte durch die übergroße Anstrengung, die hinter ihr lag.

Yard nahm sie in den Arm und tröstete sie. „Wir finden einen Weg“, sagte er beruhigend. Wieder zog er Achtelon und bat die Macht der Waffe, ihnen einen Ausweg zu zeigen. Endlich antwortete das Schwert wieder mit einem Glimmen und die Gruppe folgte der Intensität des Lichtes. Zu ihrer Verwunderung landeten sie jedoch in einer weiteren Halle, aus der es keinen ersichtlichen Ausweg zu geben schien. In der Mitte der Halle befand sich nur eine brunnenähnliche Öffnung im Boden, über die sich eine Seilwinde spannte.

„Ich kenne diesen Ort“, schrie Anika auf. „Es ist das Verlies, in dem ich mit Waria gefangen war.“

„Mit wem?“, fragte Yard verblüfft.

„Ich meine Noira. Noira ist ihr richtiger Name, sie ...“

„Wo ist diese Frau?“, rief Gwendon dazwischen. Sein Gesicht war plötzlich leichenblass und er zitterte am ganzen Körper.

„Dort ..., dort unten haben wir zusammengesessen“, antwortete Anika verwirrt. „Viele Wochen haben wir da unten verbracht. Ich weiß nicht, ob sie noch lebt.“

„Ich muss sofort dort hinunter“, sagte Gwendon und lief auf die Öffnung zu. „Schnell Yard, du musst mir helfen und die Winde bedienen.“ Der Hochländer winkte den Freund heran und sprang dann ohne zu zögern auf die Plattform. Yard eilte heran und betätigte zusammen mit Ligobahn die Winde.

Gwendon fuhr hinab in die undurchdringliche Dunkelheit und rief ständig den Namen seiner verloren geglaubten Frau. Er erhielt jedoch keine Antwort und als er endlich unten angelangte, war es so finster, dass er die eigene Hand nicht vor Augen sah. „Noira, Noira?“, rief er wieder und tastete sich unsicher durch die Dunkelheit. Es roch fürchterlich und seine Hände spürten einen widerlich schleimigen Belag an den Wänden und auf dem Boden.

Plötzlich stieß er jedoch auf einen Körper, der reglos vor ihm auf der Erde lag. „Noira, bist du das?“, fragte er flüsternd und mit rauer Stimme.

Eine zitternde Hand berührte ihn und tastete sich seinen Arm entlang. Endlich vernahm er eine andere Stimme, sie klang schwach und krächzend, aber der Hochländer erkannte sie. „Gwendon?“, fragte die Stimme ungläubig. „Oh ..., ich sterbe sicherlich und höre deine Stimme im Todeskampf ...“

„Noira, du bist es wahrhaftig und du hörst auch mich wirklich“, Gwendon konnte nun nicht mehr weiterprechen. Tränen der Trauer und der Erleichterung

liefen in seinem Gesicht herab. Er richtete Noira auf und umarmte sie schluchzend. Auch die Frau weinte, fand jedoch nicht die Kraft, seine Umarmung zu erwidern.

„Gwendon, mein Gwendon. In meiner letzten Stunde finde ich dich endlich wieder und ...“

„Was redest du?“, antwortete er und versuchte aufmunternd zu klingen. „Wir werden nun gemeinsam diesen furchtbaren Ort verlassen. Für immer.“

Natürlich wusste er nicht, ob seine Worte tatsächlich wahr werden würden, denn er kannte Noiras Gesundheitszustand nicht, aber versuchen wollte er es auf jeden Fall, und wenn es ihn das Leben kostete. Gwendon versuchte seine Frau aufzurichten und es gelang ihm auch. Gemeinsam schleppten sie sich durch die Dunkelheit zur Seilwindenplattform. „Zieht uns hoch“, rief er nach oben.

Mit einem Ruck erhob sich der Aufzug und sie glitten hinauf. Langsam schwebten sie dem dämmerigen Licht der Höhle entgegen. Gwendon sah seiner Frau in das Gesicht und versuchte, die so lange schmerzlich vermissten Züge wiederzuerkennen.

Als Noira das bemerkte, wandte sie sich ab und verbarg ihr Antlitz. „Schau mich nicht an“, bat sie. „Ich bin alt geworden, alt und hässlich und ich habe so viele böse Dinge Getan.“

Statt zu antworten, drückte Gwendon sie wieder an sich und streichelte sanft ihren Kopf. „Wir sind beide älter geworden, aber wir haben uns jetzt wieder und werden noch viele Jahre ...“

„Du weißt nicht, was alles geschehen ist ... mit mir“, unterbrach Noira ihn und fing wieder an zu weinen. Der Hochländer hielt sie jedoch weiterhin fest und

beruhigte sie. Als sie dann oben angelangten, konnte er sie endlich nach all den Jahren, in denen er sie für tot gehalten hatte, wieder betrachten. Ihr Haar war ergraut und sie sah schwach und ausgezehrt aus, aber ihre Augen strahlten noch immer in jenem sanften Licht, in das er sich vor scheinbar undenklich langer Zeit verliebt hatte. Dass ihr Wesen so lange hinter einer Maske aus Hass verborgen gewesen war, wusste er nicht und wollte es auch später nicht wissen, wenn er sie jetzt nur wiederhatte.

„Der Berg bricht zusammen“, riss Yard ihn aus seinen Gedanken. Die Gemeinschaft musste nun alle Eile aufbringen, um das zerberstende Verlies zu verlassen. Mit Hilfe des magischen Schwertes fanden sie schließlich die große Wendeltreppe, die sich durch den gesamten Berg windete und zur obersten Ebene führte. Ungehindert konnten sie nach oben gelangen, denn die Bewohner der Stollen waren längst schon geflohen, oder von herabstürzenden Felsbrocken erschlagen worden.

Als die Gruppe glücklich die letzte Ebene und somit die Rampe nach draußen erreichte, loderte den Flüchtenden ein starker Feuerschein entgegen. Die gesamten Gebäude am Fuß des Berges waren in Flammen aufgegangen. Noch immer ereigneten sich Explosionen an den verschiedensten Stellen, an denen die dunkle Armee das Pulver für ihre verheerenden Waffen gelagert hatte. Überall um sie herum lagen die Kadaver von getöteten Wartans, die den Druckwellen nicht entkommen waren.

Ein feuriges Inferno war so entstanden und Yard und seine Begleiter mussten mitten hindurch, einen anderen Weg gab es nicht mehr. Plötzlich baute sich eine

riesige Feuerwand vor der Gruppe auf und versperrte ihr den weiteren Weg.

„Wir können nicht vor und nicht zurück“, rief Gwendon, der brüllende Lärm der Flammen riss ihm die Worte regelrecht von den Lippen.

„Hierher“, schrie Ligobahn als Antwort. Der Alve hatte einen unbeschädigten Materialwagen entdeckt, der in einer seitlichen Einbuchtung stand und von dem Feuer verschont geblieben war. Das Gerät war stark gebaut und bot der Gruppe genügend Platz auf seiner Ladefläche, die von schweren Holzverschlängen umsäumt war. Die Männer verstanden die Absicht Ligobahns sofort und halfen ihm, den Wagen aus seiner Bucht herauszuschieben. „Unsere einzige Möglichkeit“, sagte der Lichtkrieger.

Gemeinsam schoben sie das Gefährt so auf den Anfang der Rampe, dass die Deichselseite bergabwärts gerichtet war. „Es geht steil nach unten, hoffen wir, dass der Wagen durch das Feuer rollt, ohne vorher umzustürzen, also los“, rief der Alve weiter.

Die Männer legten Liana auf den Wagen und ließen Noira und Anika aufsteigen, die sich beide um die Alvin kümmerten und sie zwischen sich nahmen. Gwendon, Yard und Ligobahn schoben das schwere Ungeheuer mit aller Kraft an und sprangen dann ebenfalls auf, als es genügend an Fahrt gewonnen hatte.

Der große Wagen begann langsam seine rumpelnde Fahrt und wurde nach und nach schneller. Als er sich der Feuerwand näherte, duckten seine Insassen sich und versuchten sich so gut wie möglich gegen die Flammen zu schützen. Eine unglaubliche Hitze schlug ihnen entgegen und raubte ihnen den Atem. Das Feuer brüllte um sie herum und griff gierig nach dem Holz

des Gefährtes, entzündete es aber zum Glück nicht. Der Wagen holperte bedrohlich, blieb jedoch in der Spur und durchfuhr das Inferno schließlich. Im selben Moment stürzte auch der einem Tiermaul ähnelnde Bergeingang in sich zusammen und die spitzen Felsenzähne bohrten sich in die Erde, wo sie alles unter sich begruben. Die Schicksalsgemeinschaft war gerade noch rechtzeitig entkommen.

Als sie das Feuer endlich passiert hatten, wagte es Yard, sich zu erheben. Der Wagen wurde jetzt beträchtlich schneller und raste die steile Rampe hinab. Noch immer stoben etliche Funken umher und verbrannten das Gesicht des jungen Mannes. Doch darauf achtete er jetzt nicht, denn zu seinem Entsetzen musste er feststellen, dass sich das Gefährt bereits knapp am Rand der Straße bewegte und bald abzustürzen drohte. Verzweifelt suchte Yard eine Möglichkeit, um das zu verhindern. Sie hatten die Feuersbrunst überstanden, aber einen Sturz aus dieser Höhe, würden sie sicher nicht überleben.

Er blickte nach unten und sah die Deichsel des Wagens, die mit der lenkbaren Vorderachse verbunden war. So schnell er konnte, kletterte er über den Rand der Ladefläche, was nicht einfach war, da er hin und her geschüttelt wurde. Dennoch gelang es ihm, eine Querstrebe zu erfassen und sich daran festzuhalten.

Mit großer Kraftanstrengung erreichte er die Deichsel und riss sie im letzten Moment herum, so dass der Wagen beinahe umkippte, sich aber dann doch noch fing und dem weiteren Verlauf der Rampe folgte.

Ligobahn kletterte nun ebenfalls über die Rückwand der Ladefläche und half Yard beim Steuern. Gemeinsam lenkten sie das rasende Gefährt über die Straße

und kamen endlich unten in der zerstörten und noch immer brennenden Heimstadt an, wo sie schließlich langsamer wurden, bis sie direkt vor das zerborstene Tor von Xax-Tamor gelangten ...

Das Ende des dunklen Reiches

Toren führte die große Reiterschar mitten durch die stärksten Linien der Feinde. Mit laut vernehmbarem Kriegsgebrüll stürmte die Keilformation, bestehend aus tharonischer Reiterei, Veromanen, Hochländern und anderen Freiwilligen den Hauptteil der vordersten Feindesfront. Sie hofften, dass sie so viele Feinde wie nur möglich an sich binden konnten. Die Truppenteile krachten aufeinander und ein undurchschaubares Gemenge entstand. Die Flanken des Gegners wurden zusammengezogen und in die Mitte des Kampfgeschehens geleitet.

Der Feind vermutete, dass der verzweifelte Angriff den schweren Waffen vor Xax-Tamor galt, die natürlich unbedingt geschützt werden mussten. Die Reihen der Wartankrieger rückten so dicht wie möglich zusammen und sie versuchten, jeden Durchbruch zu verhindern. Einigen Veromanen und Hochländern gelang es aber dennoch, eine Lücke in der so eilig entstandenen Verteidigungsmauer zu finden und eilten hindurch, wonach sie sofort von einer großen Gruppe berittener Sauroden verfolgt wurden.

Die Stärke des Feindes war so gewaltig, dass Toren sich bald eingestehen musste, den Angriff nicht mehr lange aufrechterhalten zu können. Er hoffte nur, dass er Yard dabei genügend Vorsprung verschafft hatte und dass es nicht umsonst war. Viele seiner Männer fielen bei diesem Scheinangriff und etliche herrenlose Reittiere irrten durch das unüberblickbare Gewimmel von kämpfenden Körpern.

Schließlich gab der Tharoner das Zeichen zum Rückzug und unter dem Siegesgeheul der Feinde zog sich der Rest der Angreifer zurück. Toren winkte die Reiter

an sich vorbei und drehte sich dem Gegner noch ein letztes Mal entgegen. Als er das zischende Geräusch hörte, das sich ihm rasend schnell näherte, war es bereits zu spät für ihn. Die Spitze eines Pfeils bohrte sich in seine linke Brust und riss ihn vom Pferd. Er spürte noch einen stechenden Schmerz, dann wurde es dunkel um ihn herum.

Ein tharonischer Unterführer fand Toren und hob ihn auf sein eigenes Tier. Als der junge Mann glücklich hinter seinen eigenen Linien angelangte, trat Estoran zu ihm hin und betrachtete erschrocken den Verwundeten. Sofort ließ der Offizier einen Heilkundigen kommen, der sich um Toren kümmern sollte. Verzweifelt blickte Estoran den bewusstlosen Freund an, dessen Verwundung ganz offensichtlich sehr schwer war. Sollte Toren sterben, dann war das ein unersetzlicher Verlust, und zwar nicht nur als Freund, sondern auch als Heerführer. Wer sollte ihn mit seiner Weitsicht und Erfahrung dann ersetzen?

Unschlüssig, beinahe hilflos blickte Estoran sich auf dem nahen Schlachtfeld um. In einiger Entfernung sah er Tiemonas, den General, der mit seinen berittenen Truppenteilen versuchte, die riesige Heeresmacht des Feindes aufzuhalten. Er scharrte dabei jeden Mann, jeden Alven und jeden Dwanen um sich, und dennoch musste er immer weiter zurückweichen. Auch in der Luft schien die vereinte Armee letztendlich unterlegen zu sein, denn trotz der großen Gewandtheit der Cerah, kamen sie doch nicht gegen die große Übermacht der schwarzen Drachen an. Sie konnten es einfach nicht verhindern, dass die Sauroden immer wieder durch ihre Verteidigungsketten durchbrachen und ihre verheerenden Sprengwaffen abwarfen.

Estoran fühlte sich geschlagen und ausgelaugt, vielen seiner Männer erging es ebenso. Abgekämpft und erschöpft kehrten etliche von ihnen aus der Schlacht zurück, die Verwundeten tragend und von zu vielen Verlusten gezeichnet, es war immer das gleiche Bild. Die Männer hatten keine Hoffnung mehr und es fehlte ihnen in dieser schweren Stunde die starke Hand eines Anführers. Toren war dem Tode nah und der Kaiser war nirgendwo zu entdecken. Es schien, als würde nun die letzte Stunde der vereinten Armee anbrechen.

Als würde eine höhere Macht sie leiten, fanden sich eben in dieser schweren Stunde viele der engsten Freunde Yards und Torens ein und versammelten sich um den Verwundeten. Yassur und Barra knieten direkt neben ihm. Auch Tiemonas, dessen Truppen sich zurückzogen, gesellte sich dazu. Schweigend blickten sie alle auf Toren, der in diesem Moment seine Augen öffnete und zu sprechen versuchte. „Ihr ..., ihr müsst ver ... versuchen“, Toren stöhnte auf, ein Blutschwall quoll aus seinem Mund, doch dann sprach er leise weiter. „Stürmt noch einmal, ein letztes Mal ... an das ... Tor und versucht ...“

Er verlor wieder das Bewusstsein und die Männer blickten sich betreten und ratlos an. Sollten sie tatsächlich noch einmal ihre schwindenden Kräfte sammeln und einen weiteren, sinnlosen Angriff wagen?

Tiemonas erhob sich und sah in die Runde. „Er ist nach dem Kaiser noch immer der oberste Heerführer, also folgen wir seinem Befehl“, sagte er.

Gerade, als er sein Pferd besteigen wollte, kam auch Siegerich mit einem Teil seiner Männer zurück. Den tapferen Veromanen war es gelungen, durch die feind-

lichen Reihen zu brechen und bis kurz vor das Tor der dunklen Stadt zu kommen. Erst hier wurden sie aufgehalten und zurückgeschlagen, doch ihr Wagnis sollte nicht ohne Nutzen gewesen sein, wie sich bald herausstellte. „Wir haben durch das offene Tor das Lager ihrer Sprengwaffen entdecken können“, berichtete der Veromane. „Es liegt dicht hinter dem Eingang, eine Kette von Feinden verschafft ihren Katapulten auf diese Weise ständig Nachschub.“

„Was wollt Ihr damit andeuten?“, fragte Tiemonas, und blickte Siegerich interessiert an.

„Das Pulver ihrer Waffen braucht Feuer, um seine Wirkung zu entfachen. Ein gezielter Schuss mit einem brennenden Pfeil könnte das Lager gänzlich zerstören und den Feind entscheidend schwächen.“

Der General lächelte bei diesen Worten und lobte den Einfall des Veromanen. „Wir müssen also versuchen, mit einem einzigen Ansturm ihre Reihen zu durchbrechen, um einigen Schützen ein freies Schussfeld verschaffen zu können“, bemerkte er nachdenklich. „Das ist unsere einzige und letzte Gelegenheit. Wir sollten sie nutzen.“

Diese bedeutsamen Worte von Tiemonas führten dazu, dass die Anführer der Völker ihre Männer sammelten, um einen nochmaligen Angriff zu wagen, bei dem es letztendlich um die endgültige Niederlage oder einen möglichen Sieg ging. Alle Truppen wurden zusammengezogen, und siebzigtausend Menschen, Alven und Dwanen bildeten noch einmal eine gemeinsame Front, die zunächst langsam auf die verwunderten Feinde zurollte. Die Männer stiegen über Tausende von Gefallenen und mussten ganze Felder von Kratern durchreiten, doch diesmal konnte sie nichts

aufhalten. In den Augen der Kämpfer blitzte ein Feuer, das ihre Entschlossenheit widerspiegelte und ihre Schlachtrufe wehten den Gegnern wie Orkanböen entgegen.

Dann erhob Tiemonas als nun oberster Feldheer seinen Arm und gab das Zeichen. Yassur führte seine Dschammallaner an und rief ihnen in ihrer Sprache ermutigende Worte zu. Tausend Kehlen antworteten ihm.

Die Reiter wurden schneller und schneller und ihre Rufe wurden lauter und erschreckender für die Feinde. Siegerich und die Veromanen bildeten die rechte Seite der Angriffsformation, daneben ritten Tharoner, Hochländer, Gholaner, Alven, Wargländer, Welken und viele andere, und nichts schien sie aufhalten zu können. Ein kräftiger Südwind kam plötzlich dazu auf, der die dunkle Wolkendecke aufriss und den Angreifern zu zeigen schien, dass ihre Stunde nun gekommen sei.

Mit Entsetzen betrachtete der Anführer der dunklen Armee dieses Schauspiel und plötzlich plagten ihn große Zweifel. Ängstlich sah er zum Himmel hinauf, wo auch er das Aufbrechen der finsternen Wolken bemerkte. Die Dunkelheit, die er und seine Artgenossen so sehr liebten und für undurchdringlich gehalten hatten, zog sich jetzt tatsächlich zurück. Noch wollte sie nicht gänzlich weichen, aber sie wurde schwächer und das beängstigte ein solches Wesen, wie er es war.

Die Armee des Kaisers brach an vielen Stellen durch die dichten Reihen der Gegner durch und erschlug jeden, der sich ihr in den Weg stellte. Hunderte von brennenden Geschossen flogen den Angreifern entgegen, Zehntausende von Wartankriegern rannten auf

sie zu, doch ihr Vorwärtstrieb wurde nicht gestoppt; im Gegenteil, ihre Kraft und Wut nahm mit jedem getöteten Mann aus ihren Reihen noch weiter zu. Schließlich gelangten sie wirklich bis in die Nähe des Tores und der großen Wurfaffen, deren Besetzungen vor dem Anblick der wütenden Reiter flohen. Etwa fünftausend Mann kamen direkt vor das Tor von Xax-Tamor, während ihnen ihre eigene Nachhut so gut wie möglich den Rücken freihielt.

Siegerich führte diese Gruppe an, unter der sich einige der besten Bogenschützen aus Tarr und Skalizien befanden. Sie hatten mit Steinöl getränkte Stofffetzen dabei, die sie um ihre Pfeile wickelten, während ihre Kameraden sich schützend um sie herum aufstellten. Dermaßen bewacht, bauten sie sich so nah wie möglich vor dem gewaltigen Tor auf, und entzündeten die Stoffe. Der Veromanenhäuptling zeigte ihnen die genaue Zielrichtung. Kurz darauf flogen die ersten Pfeile surrend über die hohe Wehrmauer. Rauchstreifen zeichneten die Flugbahnen der Pfeile nach und zeigten den in die Stadt geflohenen Feinden die Absicht der Angreifer. Tatsächlich wurden mehrere Gebäude in Brand gesetzt, allerdings nicht das, in dem sich der Sprengstoffvorrat befand.

Für die Besetzungen der dunklen Stadt hieß es jetzt, das Vorhaben der Gegner unbedingt zu verhindern und schon drängten sich wieder starke Truppenverbände aus dem Tor, während sich auch vom Schlachtfeld her mehrere Gruppen durchschlugen und die Schützen angriffen. Noch immer handelten diese Wesen, wie von einem einzigen Willen getrieben. Die Zeit wurde erneut knapp für die Männer der vereinten Völker. In aller Eile wurden viele Pfeile abgeschossen,

denn lange konnten die Bogenschützen nicht mehr gedeckt werden, zu stark war der Ansturm der Feinde bereits wieder.

Ein Mann aus Skalizien, dessen Name später leider in keinem Geschichtsbuch erwähnt wurde, legte seinen letzten Pfeil auf die Sehne und zielte so ruhig, als befände er sich auf der Jagd in seiner Heimat und nicht umgeben von schrecklichen Feinden in einem ebenso furchtbaren Land. Der Pfeil schnellte empor und flog über die hohe Mauer in die Stadt. Zunächst sah es so aus, als sei auch er fehlgegangen, doch dann erfolgte ein kurzer, aber erschrockener Aufschrei von abertausend Kehlen, dem eine gewaltige Explosion folgte.

Diese unbeschreibliche Detonation zerstörte auf einen Schlag fast alle Gebäude, die außerhalb des Berges lagen, sowie deren Bewohner. Selbst der gewaltige Wall, in dem das Tor verankert war, erlitt Beschädigungen. Sämtliche Truppen, die sich während der Explosion innerhalb der Mauern befunden hatten, wurden entweder durch die Druckwelle, oder durch herabstürzende Teile getötet. Ein großer Teil des Nachschubs verlor auf diese Weise das Leben.

Die Angreifer bejubelten ihren Erfolg. Sie wussten nicht, ob es eine Folge der Detonation war, aber plötzlich begann der ganze Berg zu erzittern und ein dumpfes Grollen erhob sich. Für einen kurzen Moment wurden die Kämpfe eingestellt und alles blickte auf den dunklen Berg. Wartans und Sauroden standen stumm und wie innerlich lauschend auf dem Schlachtfeld und beachteten ihre Gegner nicht mehr.

Nach diesem kurzen Moment brüllten sie alle in Panik auf und ein unbeschreibliches Geschrei erhob sich. Die Wesen liefen ziellos durcheinander und gingen plötz-

lich sogar gegenseitig aufeinander los, um sich zu erschlagen.

Ratlos standen die Kämpfer der vereinten Armee dazwischen und betrachteten dieses seltsame Benehmen der Feinde, von denen sie eben noch wie von einer einzigen Macht geleitet, bekämpft worden waren.

General Tiemonas blickte auf den bebenden Berg und verstand als erster dieses Zeichen. „Ihr Herr lebt nicht mehr“, rief er den Soldaten zu. „Der Kaiser ist siegreich gewesen, die Dunkelheit hat aufgehört.“

Wie zur Bestätigung seiner Worte zogen sich die dunklen Wolken am Himmel plötzlich zusammen und bildeten über der Spitze des Berges einen Wirbel, der sich zu drehen begann und dabei immer schneller und schneller wurde. Die Masse der Wolken wurde stetig kleiner und dichter. Bald hatte es den Anschein, als atme das schwarze Ungetüm von einem Berg den finsternen Wolkenwirbel ein. Es verging kaum eine halbe Stunde, und die gesamte Wolkenfront war vom Himmel verschwunden. Staunend betrachteten alle dieses unglaubliche Schauspiel, und unfassbar für sie, schickte plötzlich eine orangerote Abendsonne ihre grüßenden Strahlen über das geschundene Land.

„Dschammar“, flüsterte Yassur nur, als er den auf so seltsame Weise geklärten Abendhimmel betrachtete. Alle, die ihn hörten, wussten, was er meinte und fühlten ebenso.

Die Männer auf dem Schlachtfeld besaßen nun die Gewissheit, dass sie den Sieg errungen hatten. Noch immer befanden sich zahlreiche Gegner in der Nähe, doch diese standen nun nicht mehr unter dem Willen ihres Herrn und flohen vor den Menschen, Alven und Dwanen. Nur wenige von ihnen entkamen letzt-

endlich den Verfolgern, und die letzten starben später in den Bergen oder dem Land des Eises. Auch die schwarzen Drachen in der Luft entgingen der Rache nicht, nicht einer von ihnen erlebte noch das Ende dieses Tages.

Trotz aller Siegesfreude gab es auch viel Trauer unter den Angehörigen der vereinten Armee, die Verluste in den eigenen Reihen waren sehr hoch. Es verging kaum eine Stunde, in der nicht weitere Schwerverwundete starben. Hier waren vor allem die Heilkünste der Alven gefragt, die aber doch nicht jedem helfen konnten, so sehr sie sich auch bemühten.

Aldanon selbst kümmerte sich um Toren. Er wusste jedoch, dass sein langjähriger Freund einfach zu viel Blut verloren hatte und sein langes Leben bald aushauchen würde. Eine weitere Bedrückung war die Sorge um Yard. Der Kaiser war nicht wieder aus dem schwarzen Berg herausgekommen. Das riesige Gebilde bebte noch immer und drohte, in sich zusammenzustürzen. Außerdem hatte sich eine gewaltige Feuersbrunst in Xax-Tamor gebildet und noch immer waren überall im Inneren der Stadt Explosionen zu hören. Die Armee war also gezwungen, sich zurückzuziehen, wollte sie nicht in den Bann der sich anbahnenden Katastrophe geraten.

Die Freunde von Yard standen am Rand des sich neu bildenden Armeelagers und blickten sorgenvoll auf die zerstörte Stadt unterhalb des Berges.

„Er wird es nicht mehr schaffen können“, drückte Barra seine schlimmsten Befürchtungen laut aus. „Ich wünschte, ich wäre bei ihm gewesen, vielleicht hätte ich einen Weg aus dem Berg gefunden.“

„Dscharmar wird schützen ihn“, antwortete Yassur, der neben dem Dwanen stand. Der Dschammallaner machte sich natürlich auch große Sorgen, wollte jedoch die Hoffnung noch nicht aufgeben. „Gwendon ist bei ihm. Gemeinsam sie finden einen Weg“, versuchte er seinen Freund zu beruhigen.

„Möge der Vater des Lichtes deine Worte erhören“, erwiderte der kleine Mann und bangte weiterhin. Beide Männer konnten von ihrem Standpunkt aus gut in das beschädigte Tor der dunklen Stadt einsehen und beide bemerkten gleichzeitig die plötzliche Bewegung darin. Ein an vielen Stellen beschädigter und brennender Materialwagen rollte heraus und stoppte kurz dahinter. Heraus sprangen mehrere Gestalten, die aus der Entfernung jedoch nicht so gut zu erkennen waren.

Doch Yassurs scharfe Augen täuschten sich nicht und er rief aufgeregt: „Sie sind es. Ich kann sehen Yard und Gwendon und auch andere befinden sich bei ihnen.“

„Ja ..., ja, du hast Recht“, bestätigte Barra erfreut. „Schnell, wir müssen ihnen helfen.“

Der Dwane rannte so schnell er konnte zu einem Reitertrupp, schwang sich erstaunlicherweise selbst auf ein Pferd und wies auf das Tor. Yassur und einige weitere Reiter folgten ihm und flogen der brennenden Stadt regelrecht entgegen. Als sie näher kamen sahen sie, wie nötig ihre Hilfe gebraucht wurde.

Gwendon und Yard erkannten die Freunde und winkten sie erfreut heran. Offenbar befanden sich Verwundete unter der Gruppe, denn mindestens eine Person wurde getragen. Doch auch den anderen waren ihre hinter ihnen liegenden Strapazen deutlich anzusehen. Als die Reiter endlich bei Yard und seinen Mitstreitern angelangte, war es bereits höchste Zeit, diesen Ort

wieder schleunigst zu verlassen. Mehrere große Erdspalten taten sich im Boden auf und bewegten sich in rasender Geschwindigkeit auf das Tor zu. Die klaffenden Risse verschlangen dabei alles, was sich in ihrem Weg befand. Heißer Qualm entstieg daraus und ein widerlicher, stechender Schwefelgeruch schwängerte die Luft.

So rasch wie möglich ließen die Reiter die Geretteten hinter sich aufsteigen oder legten die Verwundeten quer vor sich auf die Tiere. Die Pferde brauchten danach nicht angetrieben zu werden, denn sie verspürten instinktiv die Gefahr und rannten um ihr Leben.

„Ihr seid im rechten Augenblick erschienen“, rief Yard Barra zu, hinter dem er aufgesprungen war. „Ohne die Pferde wären wir am Ende doch nicht entkommen. Ich hoffe, ihr habt euch weit genug von diesem Ort entfernt.“

„Wir haben das Lager einige Meilen südlich von hier aufgeschlagen“, antwortete der Dwane, während sie über das Schlachtfeld hinwegfegten. Tausende und Abertausende von Toten säumten ihren Weg, Yard blickte voll Schaudern auf die blutgetränkte Ebene. Viele tote Wartans und Sauroden lagen dort, doch auch viele Männer seiner Armee hatten ihr Leben hiergelassen. Sie alle waren ihm gefolgt, doch diese dort würden ihre Heimat niemals wiedersehen.

Schuldgefühle plagten den Kaiser beim Anblick der Getöteten und er konnte sie nicht loswerden, egal, was er sich auch immer einredete. „Wie ist die Schlacht verlaufen?“, fragte er, um sich abzulenken.

„Es sah böse für uns aus“, antwortete der Dwane. „Auf einmal kam jedoch dieses Grollen aus dem Berg und die Feinde blieben wie angewurzelt stehen. Dann

schrien sie erschrocken auf und gingen sich plötzlich gegenseitig an die Kehlen. Wir alle waren für einen Moment ratlos, doch Tiemonas erkannte wohl, dass es mit dem dunklen Herrscher vorbei war; am Ende kämpften wir alle Feinde nieder. Deine große Tat wird noch in Jahrhunderten bei den Dwanen besungen werden, Yard.“

„Ich bin es nicht allein gewesen“, wehrte der junge Mann das Lob ab. „So viele haben mir geholfen. Wären sie nicht gewesen, dann hätte ich versagt. Auch du gehörst dazu, Barra. Natürlich auch Yassur und Gwendon und Toren ...“

„Oh weh, Toren“, klagte der Dwane bei der Erwähnung des Namens, denn jetzt fiel ihm das Schicksal des Freundes wieder ein.

„Was ist mit ihm?“, fragte Yard erschrocken. Die Stimme Barras ließ ihn Schlimmes ahnen.

„Er ..., er ist ... verwundet worden, schwer verwundet“, antwortete der kleine Mann stockend.

„Schnell, schnell, reite zu. Ich muss bei ihm sein“, rief Yard, dessen Stimme sich nun fast überschlug. Endlich, nach einem scheinbar endlosen Ritt, näherten sie sich dem entstehenden Armeelager. Kaum dort angekommen, sprang Yard vom Pferd und eilte hinter Barra und Yassur her, die ihn zu Toren führten. Alle umstehenden Männer bildeten schnell eine Gasse und ließen den jungen Kaiser hindurch.

Yards alter Freund lag mittlerweile auf einer mit Tierfellen bedeckten Bahre. Aldanon stand dicht daneben und wischte Toren den Schweiß von der Stirn. Das Gesicht des Verwundeten war sehr blass und sein Atem ging so flach, dass Yard schon befürchten musste, er komme zu spät. Doch als er die Hand seines Freundes

in seine nahm, öffnete der ehemalige Schmied die Augen und lächelte den jungen Mann an.

„Du ..., du hast es ... geschafft?“, fragte er, seine Stimme war so schwach, dass Yard sich zu ihm herabbeugen musste.

„Ich habe ihn besiegt“, antwortete der Kaiser mit Tränen in den Augen. „Alles wird jetzt wieder gut, du kannst dich ausruhen.“

„Ja ..., ruhen, das wer ... werde ich nun bald. Aber du ..., mein ... Sohn, kannst das noch nicht, denn viel ..., viel erwartet dich ... auf die ... deinem Weg in ...“ Toren musste stocken, denn ein weiterer Blutschwall kam aus seinem Mund.

Yard wischte das Blut ab und beruhigte ihn. „Du wirst mich auch weiterhin begleiten, warte nur eine Weile, bis du wieder gesund bist.“ Seine Stimme klang zitterig und fragend, beinahe flehentlich sah er dabei zu Aldanon auf. Der Alve schüttelte jedoch seinen Kopf und blickte betreten zu Boden.

„Nein ... Yard, ich werde sterben. Ich habe ... schon ein längeres ... Leben geführt, als es ... einem Menschen zu ... zusteht. Sei ... sei stark, du bist der ... der Erbe des ... Thrones von Tha ... Tharon. Le ... lebe wohl ... und vergiss mich ... nicht.“ Toren schloss seine Augen, ein letzter Atemzug entwich seiner Brust, dann war er tot. Yard schrie verzweifelt auf und verbarg dann sein Gesicht in den Kleidern des Toten. Er weinte laut und hemmungslos und alle anderen Männer taten es ihm gleich. Yassur und einige seiner Stammesgenossen stimmten ein dumpfes, dschammallanisches Klage lied an, das alle Herzen zu Trauer rührte. Auch die Alven begannen danach zu singen, ihre sonst so fröhlichen Stimmen besaßen jetzt einen tiefdunklen Klang,

und sie beklagten in ihrem Lied den Verlust eines der größten Freunde ihres Volkes. Während dieser ergreifenden Zeremonie wurde der Leichnam mit den Tierfellen bedeckt, die anschließend luftdicht zugenäht wurden, denn an diesem Ort sollte Toren Bakunas nicht begraben werden.

Ein unerwarteter, gewaltiger Donner unterbrach die Trauernden plötzlich und alle Augen blickten nach Xax-Tamor herüber. Der schwarze Berg erzitterte nochmals und stürzte dann mit einem gewaltigen Grollen in sich zusammen. Eine gigantische Wolke aus Staub und Gestein stieg wie ein schwarzer Pilz in den Himmel und verdunkelte erneut und für längere Zeit das letzte Licht des Tages. An der Stelle, an welcher der Berg gestanden hatte, klaffte fortan ein unergründlich tiefer Krater, in dessen Nähe sich später kein Lebewesen jemals wagte.

Kurz nach diesem Ereignis erregte eine Anzahl von Cerah, die sich dem Lager näherten, die weitere Aufmerksamkeit der Männer. Die weißen Tiere trugen nicht nur ihre Reiter, sondern auch noch eine Gruppe von Frauen und Kindern auf ihren Rücken. Sie alle waren von dem Alventrupp Rogolohns aus ihren Verliesen befreit und aus dem Berg hinausgeführt worden. Die Reiter der Cerah hatten sie kurz vor dem Einsturz des Berges entdeckt und sie aufgenommen. Somit hatte der schwarze Berg seine letzten Gefangenen noch freigegeben. Diese wenigen Menschen begaben sich nun in die tröstende Obhut ihrer Retter. Vielleicht vergaßen sie mit der Zeit all die Schrecken, die hinter ihnen lagen ...

Viele Abschiede

Noch zwei Nächte und zwei halbwegs hellere Tage lagerte die Armee an diesem Ort. So viele Tote wie nur möglich, wurden von dem riesigen Schlachtfeld geborgen und in der harten Erde des Landes bestattet. Am dritten Morgen danach brachen die siegreichen aber verbitterten Kämpfer auf und verließen das dunkle Land. Mit gesenkten Köpfen und schweren Herzen ritten sie nun wieder in südliche Richtung. Nicht einer der Reiter blickte sich noch einmal zu dem so schicksalsträchtigen Ort um. Ihre betrübte Stimmung hielt noch mehrere Tage an, bis sie schließlich wieder die Öde der Grenzregion, nördlich des Welkenlandes erreichten.

Alle Männer verwunderten sich, als sie anstatt der erwarteten trockenen und braunen Erde plötzlich ein sattes und frisches Grün zu sehen bekamen, dass sich über Meilen und Meilen ausbreitete. Es waren die Keimlinge von jungen Bäumen, die hier keimten. Wenn sie einst zu voller Größe erwachsen, dann sollte ein weitreichender Wald mit wahrhaften Baumriesen das Land hier bedecken.

Der Anblick der emporstrebenden Pflanzen war so tröstend für alle Augen, dass sogar Yard, der in den letzten Tagen nur mit gesenktem Kopf und grübelnd vor sich hergeritten war, aufblickte und die veränderte Landschaft genoss.

Aldanon lenkte sein Reittier neben das von Yard und sagte lächelnd: „Wir waren siegreich und der Same von Tarr ist aufgegangen. Es sind dieselben Bäume, die in unserem Land wachsen und sie werden eines Tages so groß sein, dass sie die Einöde und das dunkle Land mit ihren Kronen verdecken. Ligobahn hat mit

mir gesprochen, Er hat vor, einen neuen Alvenstamm zu gründen und dieses Land zu bewohnen. Seit Liana erwacht ist, erblüht eine zarte Liebe in ihr zu ihm, denn sie sah die Deine zu der Menschenfrau, die du gerettet hast.“

Yard nickte und seine Züge bekamen wieder etwas von dem Leben, das alle kannten und liebten. Er drehte sich um und sah, dass Anika dicht hinter ihm ritt und ihn sorgenvoll beobachtete. In all der Trauer um Toren hatte er sie fast vergessen, ein Umstand, dem er sich erst jetzt bewusst wurde und den er sehr bedauerte. „Ligobahn will hier siedeln?“, fragte er, erst nach einiger Zeit auf die Worte Aldanons eingehend.

„Für eine gewisse Zeitspanne“, antwortete der Alve. „Vielleicht, bis der Wald ausgewachsen ist, oder auch darüber hinaus. Die Zukunft meines Volkes liegt jetzt nicht mehr so klar und beängstigend vor mir.“

Jetzt lächelte auch Yard wieder, denn die Worte seines Alvenfreundes hatten eine unerklärliche Hoffnung auf bessere Zeiten in ihm geweckt. „Wenn wieder Menschen im Welkenland wohnen, werden sie die Nachbarschaft der Alven zu schätzen lernen“, sagte er fast fröhlich. Und plötzlich erhob der Kaiser seine Stimme, so dass alle ihn hören konnten: „Überhaupt sollen in Zukunft alle Völker von hier bis nach Tharon in Frieden miteinander leben. Ich werde versuchen, das zu ermöglichen. Es soll ein Rat der Völker abgehalten werden, in dem jeder seine berechtigten Ansprüche und Vorstellungen vortragen kann. Niemals soll wieder Unrecht und Unterdrückung herrschen, so lange ich auf dem Thron von Tharon sitze.“

Ein unbeschreiblicher Jubel erhob sich, und die Reiter ließen Yardoan Tauris, ihren Kaiser, der nun endlich wieder zu sich selbst gefunden hatte, hochleben. Mit dieser so unerwartet umgeschlagenen Stimmung passierte die siegreiche Armee der vereinten Völker die Grenze des Welkenlandes und schlug unweit der Ruinen von Welkenseid ein großes Heeres- und Beratungslager auf. Eben hier sollte der Rat der Volksanführer stattfinden, bevor sie ihre eigenen Wege einschlugen und sich trennten.

Es versammelten sich Siegerich und Gehrenhard, die für die Veromanenstämme sprachen. Gwendon und sein Bruder Gylias, sowie Lohenard Crux traten für Kayhlien ein. Moriano vertrat mit einigen anderen Seeleuten die Gholaner, die noch ohne Land waren. Der Kaiser ließ ein Schriftstück erstellen, in welchem er ihnen das zu Unrecht gestohlene Land, südöstlich von Tharon, in der Bucht von Pora Artis zurückgab. Weiterhin sprachen Yassur für Dschammall, Gasria und Barra für die Dwanen, Aldanon und Ligobahn für ihre nun bald zwei Alvenstämme, Yard selbst für das Welkenland, und noch viele andere Männer aus Quania, Trussland, Skalizien, Wargland und auch aus der nun unabhängigen Stadt Markestiana. Sie alle einigten sich, in einem gemeinsamen Bund aufzugehen, in dem jeder ein gleiches Mitspracherecht erhielt, welches er vor dem Rat in Tharon wahrnehmen konnte.

Nachdem die Delegationen beinahe eine ganze Woche unter der Vermittlung des Kaisers beraten hatten, kam nun doch endlich der Tag, an dem sich die Gemeinschaft auflösen würde. Viele der Männer hatten noch viel zu tun, um ihre Heimat wiederaufzubauen und bewohnbar zu machen.

Aus diesem Grund verabschiedeten sich auch die Hochländer als erste aus der Gemeinschaft. Ihr Ziel lag von Welkenhaven aus am nächsten. Ihr Land hatte schwer unter der Besatzung durch das dunkle Volk gelitten, so dass es lange dauern würde, bis die Narben verheilten.

Am Vorabend des Abschiedes kamen Gwendon, Barra, Yassur und Yard noch einmal zusammen. Die vier übrigen Gefährten der Gemeinschaft der Metalle hatten noch eine traurige Pflicht zu erfüllen, denn der Leichnam von Toren sollte auf Wunsch des Kaisers an der Stelle beerdigt werden, an der früher die Schmiede des Freundes gestanden hatte. Nur Yard und seine engsten Freunde, sowie ein Fackelzug mit zwanzig Reitern begleiteten den Toten auf seinem letzten Weg. Die vier Freunde trugen ihn durch die Ruinen zu dem erwähnten Ort und schufen aus den Resten des Gebäudes ein schlichtes Grabmal. Sie legten den Freund in einen Ringwall aus Steinen und bedeckten ihn mit einigen größeren Felsstücken. Die Fackelträger steckten die Fackeln rings um das Grab in den Boden, so dass es von allen Seiten beleuchtet wurde.

Gwendon spielte eine ergreifende Melodie auf dem Instrument der Hochländer. Als er geendet hatte, konnte zunächst keiner der Männer auch nur ein Wort sprechen. Stumm standen sie vor dem Steingrab und ließen ihren Tränen freien Lauf. Erst nach einer ganzen Weile brachte Yard es zuerst fertig, seine Gefühle in einem Gedicht über Toren zu äußern, und so klangen seine Worte:

*Freund und Gefährte, Silberhaar;
Wanderer durch die Zeiten,*

*der schon war,
als die Väter noch lebten.*

*Schmied und Soldat, hünenhaft;
hast dein Leben gelebt,
durch den Trank gestrafft,
als die Freunde noch lebten.*

*Retter des Lebens, sanfter Blick.
Deine Weitsicht gab Hoffnung
für das Kriegsgeschick,
als du selber noch lebstest.*

*Ruhender Körper, ohne Atemzug.
Nur das bleibt von dir übrig,
doch nur Augentrug,
denn im Herz lebst du ewig.*

Yards Worte ergriffen die anderen Männer so sehr, dass keiner von ihnen weitersprechen konnte. Stumm verabschiedeten sie sich noch einmal von Toren und kehrten dann betrübt in das Armeelager zurück. Trotz der Schlichtheit des Grabes und seiner unauffälligen Lage, wurde es später oft besucht und gepflegt. Noch hundert Jahre später fand der Besucher dieser Stelle stets frische Blumen auf den Steinen. Und fragte er dann später nach dem Namen des unbekanntes hier Ruhenden, dann wurde seine Frage beantwortet, denn Toren Bakunas vergaß man im Welkenland nicht.

Als Yard langsam und gedankenversunken auf sein Zelt zuging, bemerkte er plötzlich eine Person neben sich. Es war Anika. Tröstend legte sie ihren Arm um seine Schulter und streichelte ihn sanft. Die unendliche Traurigkeit, die er verspürte, wurde seltsamer-

weise erträglicher. Yard drehte sich ihr zu und beide umarmten sich. Lange standen sie auf diese Weise beisammen. Der junge Mann spürte den frischen Duft Anikas in sich aufsteigen und es kam ihm vor, als würde er nach einer endlosen Wanderung in einer erfrischenden Quelle baden. Er wusste, dass seine Seelenwunden nur durch diese Frau heilen würden. Doch konnte und durfte er sie begehren? Sie war noch immer die Frau eines anderen Mannes, auch wenn niemand wusste, ob Urdalf noch lebte oder schon längst tot war.

Diese Gedanken holten Yard wieder in die Realität zurück und er trat einen Schritt zurück. Anika blickte ihn verwundert an, sagte jedoch nichts.

„Lass uns ein wenig gehen“, bat Yard sie. „Ich bin müde aber glaube nicht, dass ich in dieser Nacht schlafen kann.“

Die junge Frau nahm seine Hand und folgte dem Vorschlag. Es war der erste milde Abend seit einer sehr langen Zeit. Die Sterne leuchteten in voller Pracht und der Südwind brachte eine sanfte Frühlingsluft mit sich. Hand in Hand wanderten die beiden durch das riesige Armeelager, in dem Hunderte von Feuern brannten. An jeder der Lagerstätten wurde Yard herzlich und mit großer Liebe begrüßt. Die Männer verehrten ihn, das war ihnen allen anzusehen. Anika wurde sich erst jetzt richtig bewusst, zu wem der einstige Junge aus ihrem Dorf geworden war.

Nach einiger Zeit lenkten sie ihre Schritte in eine andere Richtung und entfernten sich aus dem Lager. Anika vermutete, dass Yard noch einmal das Grab aufsuchen wollte und so folgte sie ihm. Schweigend schritten sie durch die Überreste ihres früheren Dorfes

und setzten sich schließlich an den Rand des aufgehäuften Steinringes. Die meisten Fackeln waren bereits abgebrannt, doch das helle Sternenlicht beleuchtete ihre Gesichter, während sie sich anblickten.

„Er war dein bester Freund, nicht wahr?“, durchbrach die junge Frau das Schweigen.

Yard nickte. „Freund, Vater, Lehrer, Ratgeber, Torens war all das und ich werde seine freundliche Stimme vermissen.“

Ihre Hand berührte sanft seine Wange, eine Träne rollte hinab und benetzte ihre Finger. „Ich bin sicher, er wäre jetzt sehr stolz auf dich“, sagte sie leise. „Wie ist dir nur all das gelungen? Du hast ganze Völker um dich versammelt und sie lieben und verehren dich. Du hast dich sehr verändert, Yard.“

„Es ist nicht alles mein Verdienst“, antwortete der junge Mann etwas verlegen. „Viele mutige Männer, wie zum Beispiel Gwendon einer ist, haben meinen Weg begleitet. Ihr Wille zur Einigkeit bereitete uns den Sieg. Allerdings ein bitterer Sieg, denn viele haben große Opfer gebracht.“ Yard begann nun zu erzählen, was ihm und seinen Gefährten in all der Zeit widerfahren war, und er hatte eine aufmerksame Zuhörerinnen. Auch Anika wusste viel zu erzählen, die Geschichte ihrer Gefangenschaft schlug Yard stundenlang in ihren Bann. So saßen sie, ohne müde zu werden die ganze Nacht am Grab Torens und redeten. Beide verspürten ein befreiendes Gefühl und die Last ihrer Erlebnisse fiel zu einem großen Teil von ihnen ab. Es war, als fänden sich nach langer Zeit zwei zueinander gehörige Teile eines Bildes wieder.

Als der Morgen bereits graute, fasste Yard einen Entschluss, der ihm plötzlich in den Sinn kam. „Dein

Mann Urdalf ..., ich werde ihn suchen lassen, von so vielen Männern, wie nur möglich“, sagte er, froh darüber, diese Worte endlich ausgesprochen zu haben. Ein innerer Zwiespalt hätte ihn ansonsten für immer gequält. Er fühlte sich mehr denn je zu Anika hingezogen, doch er wollte auch alles tun, um ihren Mann zu finden und sie damit wieder glücklich zu machen, wenn es möglich war.

Anika blickte ihm forschend in die Augen und erriet darin seine Gedanken. Nach einem kurzen, schmerzvollen Augenblick der Erinnerung glättete sich ihre Stirn wieder und ihr Gesicht erhielt einen sanften, liebevollen Ausdruck. „Urdalf ist schon lange tot“, sagte sie leise. „Ich habe es damals gespürt und ich habe getrauert, doch jetzt sind meine Tränen getrocknet. Aber ich danke dir für deinen Edelmut, denn ich weiß, dass du ihn nie sehr gemocht hast.“

„Das ist lange her“, druckste Yard herum und fühlte sich ertappt. Für einen kurzen Moment kehrte der Junge in ihm zurück, der sich mit Urdalf in einem Wettstreit um Anikas Gunst messen wollte; doch der Augenblick ging schnell vorüber.

„Ich liebe dich“, sagte Anika plötzlich, und ihre Wangen glühten vor Aufregung darüber, dass sie es endlich gewagt hatte, diese Worte zu sagen. Yard war wie vom Donner gerührt, doch dann gestand er ihr auch seine Liebe zu ihr.

Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne lagen sie sich in den Armen und küssten sich. Beider Herzen schlugen heftig und schnell, erst nach einer ihnen erscheinenden Ewigkeit, endete dieser erste Kuss zwischen den Liebenden.

Yard umfasste Anikas Schultern und blickte ihr tief in die Augen. „Du liebst mich, aber würdest du auch dein Leben mit mir teilen?“, fragte er nun wieder ernst. „Es wäre ein Leben fern der Ruhe, wie wir sie aus Welkensend kannten. Vieles wird auf mich zukommen und käme auch auf dich zu, denn ich bin der Kaiser von Tharon. Der Vater des Lichtes weiß, was mich alles erwartet. Würdest du dieses Risiko eingehen?“

„Jederzeit, ich folge dir, wohin du auch gehst“, antwortete Anika lächelnd. In ihren Augen strahlte eine solche Zuversicht, dass Yards Zweifel nun alle zerstreut wurden.

„Komm, wir kehren zurück in das Heerlager“, rief er aus. „Jeder soll die zukünftige Kaiserin sehen und wissen, dass sie fortan an meiner Seite zu finden ist.“

Sie küssten sich ein zweites Mal und schritten dann Hand in Hand und ausgelassen wie zwei Kinder in die Zeltstadt zurück, in der bereits die ersten Aufbruchsvorbereitungen liefen. An diesem Morgen wollte die gesamte Armee einen letzten gemeinsamen Weg beschreiten.

Ihr Ziel war Welkenhaven, wo die Landungsboote der Flotte lagen. Nach und nach brachen die ersten Truppenteile auf und begaben sich auf den Weg in die einzige beinahe unbeschädigt gebliebene Stadt im Welkenland.

Die Pflicht hatte Yard nun wieder und der Kaiser begab sich zusammen mit Anika zu seinen Hauptleuten, die ihn bereits mit Besorgnis gesucht hatten. Er stellte die junge Frau nun offiziell als seine Braut vor und die Männer verbeugten sich höflich vor Anika. Das war eine Geste, die sie sehr in Verlegenheit brachte, wie an

ihrem erröteten Gesicht abzulesen war. An derartige Aufmerksamkeiten musste sie sich erst noch gewöhnen.

Nachdem das Lager sich fast vollständig aufgelöst hatte, zogen die Reiter der Hafenstadt entgegen und versammelten sich am Mittag rund um Welkenhaven. Auch viele Bewohner und die dort aufgenommenen Flüchtlinge kamen herbei und bejubelten ihre Befreier erneut. Von hier aus sollte das Welkenland neu besiedelt und aufgebaut werden. Yard versprach den Menschen möglichst bald Hilfe in Form von Handwerkern, Bauern und Soldaten aus Tharon zu schicken, die bei der Rekultivierung des Bodens helfen sollten. Die Sprecher der Bevölkerung dankten dem Kaiser und baten ihn auch um zusätzliche Soldaten, die das Welkenland verteidigen würden.

„Obwohl das nicht mehr nötig sein wird, erfülle ich euch diesen Wunsch“, antwortete Yard. „Die Welken werden sich in Zukunft an die Nähe anderer Völker gewöhnen müssen, die mit ihnen in guter Nachbarschaft leben werden. Etwas nördlich von hier, wo früher das Land in der Einöde endete, werden bald Alven siedeln und oftmals hier durchziehen. Es wird ein großes Glück für euch sein, dieses schöne Volk durch die neu entstehenden Wälder wandern zu sehen. Nicht viele besitzen dieses Privileg. Niemals wieder soll sich ein Volk aus Hochmut oder Bequemlichkeit von dem anderen absondern, denn das war einer der Gründe dafür, dass der Feind ein leichtes Spiel mit uns hatte.“ Das waren die Worte von Kaiser Yardoan Tauris an die Welken und sie wurden erhört. Welkenhaven wurde später zu einem regen Handelsort des Nordens und

zu einem der größten, aber auch schönsten Häfen des neuentstehenden Reiches.

An diesem Tag standen jedoch zunächst viele Abschiede bevor, denn die ersten Boote mit den Besatzungen der Flotte setzten bereits zu ihren Schiffen über. Der größte Teil wollte von hier aus in den Süden zurückkehren, wo man sicher schon gespannt auf Nachrichten wartete. Einige der Seeleute begleiteten die Hochländer jedoch wieder nach Kayhlien, wo auch die dschammallanischen Krieger für ein paar Wochen als Gäste aufgenommen werden sollten.

Es kam die Stunde der endgültigen Trennung und die einstigen Gefährten lagen sich lange Zeit in den Armen. Selbst der ansonsten so zurückhaltende Yassur hatte Tränen in den Augen, als er sich von Barra und Yard verabschiedete. „Wir werden sehen uns bald wieder“, sagte er auf seine ihm eigene Weise und drückte die Freunde nochmals an sich.

Gwendon erging es ebenso und es schien, als wolle er Yard und Barra gar nicht mehr loslassen. Zu viel Zeit hatten die Männer miteinander verbracht, zu viele Gefahren überstanden, aber auch fröhliche Stunden erlebt, als dass sie es sich leicht machen konnten. Der Hochländer versprach, Yassur auf seinem Heimweg nach Dschammall zu begleiten und dabei auch nach Tharon zu kommen. Schließlich müsse er dem Kaiser ja seine Aufwartung machen, scherzte Gwendon, schluckte jedoch mehrmals dabei und versuchte seine Tränen zu verbergen.

„Ich erwarte das sogar von dir“, antwortete Yard in derselben Weise. „Wie soll es mir denn auch ergehen, wenn du nicht auf mich aufpasst?“

„Ich hoffe, dass das andere für mich übernehmen, bis ich wieder bei dir bin“, sagte der Hochländer. In seinen fröhlichen Worten schwang auch ein wenig von der alten Sorge mit, die er wohl niemals wieder ablegen würde.

Als letzte verabschiedeten sich Anika und Noira voneinander. Aus den beiden einstigen Todfeindinnen waren inzwischen Seelenverwandte geworden, die sich herzlich umarmten. „Grüße mir den Wind, der über die Grashügel Kayhliens weht“, sagte Anika zum Abschied.

„Ich zähle die Halme als Sühne“, antwortete Noira und nur ihre Freundin verstand sie. Erst viel später erfuhr auch Yard von der Vergangenheit der ehemaligen Waria-Zon. Er hoffte, dass sie letztendlich ihren Frieden mit sich selbst finden würde.

Als sich das letzte Boot endlich vom Hafenkai entfernte, sahen sich die Freunde noch lange nach und winkten sich gegenseitig zu. Somit war die vereinte Armee um einen großen Teil kleiner geworden. Der Rest bestand nun noch aus den Reitertruppen Tharons, sowie aus den vielfältigen Völkergruppen, die sich ihnen angeschlossen hatten. Zusammen mit den berittenen Alven und den Dwanen hatten sie nun vor, gemächlich die Heimreise anzutreten und sich erst bei Osiak zu trennen.

Lediglich die Alven, die auf den weißen Cerah ritten, verabschiedeten sich ebenfalls und flogen der Armee voraus. Sie wollten unter Ligobahns und Lianas Führung nach Tarr fliegen und dort um junge Alvenpaare werben, mit denen ein neuer Stamm im ehemaligen Ödland gegründet werden sollte. Yard hatte nämlich das gesamte nördliche Territorium zu ihrem Eigentum

erklärt, und schon nach wenigen Jahren sollten sich die guten Früchte ihrer Arbeit in dem einst so trostlosen Land zeigen.

Unter den lauten Jubelrufen der Reiter erhoben sich die herrlichen Flugtiere und ihre hellen, melodiosen Stimmen erklangen zum Abschied. Aldanon sah ihnen hinterher und ein wehmütiger Ausdruck lag deutlich in seinem Gesicht. Seine Tochter lebte fortan ihr eigenes Leben und so ging ein Stück von ihm verloren. Ein neuer Alvenstamm war eigentlich für ihn ein Grund der Freude, doch auch ein Fürst des Lichtvolkes empfand wie ein Vater.

Yard bemerkte die bedrückte Stimmung des Freundes und ging zu ihm hin. „Du kannst sie wiedersehen, so oft du willst“, sagte er tröstend. „Von Tarr bis hierher ist das Land nun frei zu durchwandern, auch für euch Alven.“

Aldanon lächelte dankbar und drückte Yard die Hand. „Du hast Recht, ich muss erst lernen, dass wir uns nun nicht mehr vor der Welt verschließen müssen. Wenigstens für eine gewisse Zeit nicht“, fügte der Alvenfürst nachdenklich hinzu und stieg auf sein weißes Pferd.

Die Stunde des Aufbruches war gekommen und Yard sprach nochmals mit den Menschen, die hier im Welkenland ein neues Leben beginnen wollten. Erneut versprach er rasche Hilfe und setzte sich danach an die Spitze eines noch immer sehr großen Reiterzuges, der sich unter Lachen und Gesang in Richtung Süden begab ...

Heimkehr

Auf ihrem Weg in die Heimat kamen die Reiter an viele Orte, an denen ihre Rückkehr schon zwischen Bangen und Hoffen erwartet wurde. In manchen Städten kursierten die wildesten Gerüchte und erst die ausgesandten Boten brachten Klarheit über den Ausgang des Krieges. In einigen Gebieten südlich des Welkenlandes hatten sich sogar noch einmal fünftausend Freiwillige gesammelt, die der großen Armee naheilen wollten, um vielleicht Hilfe zu bringen oder zumindest Nachrichten zu erhalten. Die Überraschung und Freude dieser Männer waren natürlich groß, als ihnen die Armee des Kaisers bereits siegreich entgegenkam.

Blitzschnell verbreitete sich die Botschaft von der Rückkehr des Kaisers. Jede Siedlung, jedes Dorf und jede Stadt, durch die Yard und seine Mitstreiter kamen, begrüßte die Armee stürmisch und bat gleichzeitig um dauerhaften Schutz. Der Kaiser antwortete dann stets damit, dass jedermann nach Tharon kommen könne, um sich dort dem Bund der Völker anzuschließen. Die allermeisten Leute kamen dieser Einladung gerne nach und mit jedem Tag wuchs die Zahl derer, die sich dem neuen Bund anschlossen.

Als die große Reiterschar schließlich nach mehreren Wochen endlich in Markestiana angelangte, war ihr Ruf den Männern schon lange vorausgeeilt. Die Geschehnisse der Schlachten und die Heldentaten einzelner Kämpfer waren in aller Munde und ein großes Siegesfest wurde ihnen zu Ehren abgehalten. Der Kaiser und seine Männer kamen also nicht umhin, für einige Tage in der Hafenstadt auszuharren, wobei viel gefeiert und erzählt wurde. Yard erklärte die Stadt in

diesen Tagen zur freien Handelsstadt und fertigte ein entsprechendes Dokument an, welches den neuen Stadtoberen erlaubte, vollkommen unabhängig von Tharon zu handeln. Um Alus zu ehren, der Markestiana in seiner schwersten Stunde geführt hatte, entwickelte sehr schnell der Brauch, für jeweils fünf Jahre einen tharonischen Offizier zum Ehrenbürgermeister zu ernennen. Auf diese Weise schloss auch Markestiana sich dem neu entstandenen Reich an.

Erfreut über diese Erfolge, brach die Armee nach etlichen Tagen wieder auf und begab sich auf ihren weiteren Heimweg. Nach einigen ereignislosen Tagen, sah man einmal von den vielen Gesangsproben der Dwanen und Alven ab, erreichte man schließlich mit der Furt von Osiak den letzten Scheideweg. Hier wollten sich Alven, Dwanen, Veromanen und Wargländer von den Tharonern verabschieden, um in ihre eigenen Heimatländer zu gelangen.

Es war früher Mittag und Yard, Aldanon, Barra, Gasria und Siegerich standen beieinander und reichten sich die Hände. Mit Barra-Kan verabschiedete der Kaiser nun das letzte Mitglied der Gemeinschaft der Metalle. Die beiden Freunde versprachen sich, so bald wie möglich wieder zusammenzutreffen.

„Ich wünsche dir viel Glück“, sagte Barra gerührt. „Die Dwanen werden fortan immer für dich da sein, wenn du sie brauchst.“

Gasria, als oberster Häuptling der Dwanen, bestätigte diese Worte und Yard dankte ihnen herzlich. Auch Siegerich verkündete die Treue seines Volkes zu dem jungen Kaiser und der kräftige Mann drückte Yard beherzt an sich. Als letzter stand Aldanon in der Reihe und überreichte Yard zum Abschied ein kostbares

Geschenk. Er hielt einen goldenen Brustschild in der Hand, der aus mehreren Pailletten gefertigt war und aus der Fertigung der Alvenschmiede stammte. Zu Yards Erstaunen war der Panzer leicht zu tragen, schien aber fest im Zusammenhalt der einzelnen Glieder zu sein.

„Trage diesen Schutz stets unsichtbar unter deinen Kleidern, dann wird mir wohler sein“, sagte Aldanon. „Mit deinem Leben steht und fällt die Möglichkeit für einen neuen Bund der Völker. Der Brustschild ist beinahe undurchdringlich für den hinterrücks abgeschossenen Pfeil eines verborgenen Gegners.“

Yard dankte Aldanon für das Geschenk und zog den Körperschutz sofort unter sein Hemd. Die einzelnen Sigmamente fühlten sich seltsam warm an und passten sich seiner Körperform so gut an, dass er sie kaum spürte.

Der Alvenfürst nickte zufrieden und wendete dann sein Pferd. „Lebe wohl, bis zum Tag unseres Wiedersehens“, rief er und trieb sein Tier an, um in westliche Richtung fortzureiten. Die anderen Alven taten es ihm gleich und sangen zum Abschied eines ihrer schönen Lieder, in dem auch der Name Yardoan vorkam.

Als sich die lange Reihe der Lichtkrieger endgültig entfernt hatte, setzten die Dwanen und die Veromannen wieder über die Furt und lenkten die Schritte ihrer Reittiere in Richtung ihrer jeweiligen Heimatländer.

Nun standen die übriggebliebenen Männer Yards, immerhin noch dreißigtausend Reiter, allein am Ufer des Flusses und sahen ihren Verbündeten nach. Der Kaiser hob lächelnd seine Hand und rief seinen Männern zu: „Sie alle sind nun fort und auch wir sollten nicht länger säumen. Auf in die Heimat, auf nach Tharon.“

Die Soldaten jubelten und dreißigtausend Kehlen wiederholten den Ausruf. Die Angehörigen einer sieg-, aber auch verlustreichen Armee brachen auf und ritzen ihrem Ziel, der großen Stadt entgegen. Sie ließen ihre Tiere auf dem Grasboden weit ausgreifen und das Geräusch der zahlreichen Hufen war noch meilenweit zu hören.

Nachdem sie später die alte Handelsstraße in den Süden erreichten, schlugen sie ein gemächlicheres Tempo an und kamen schließlich nach einigen Tagen in das Vorland von Tharon. Der Duft von verschiedenen Kräutern lag in der milden Frühlingsluft und mit jeder Meile, die sie der Heimat näherkamen, stieg die Stimmung unter den Männern.

Yard sah in viele lächelnde Gesichter und es erfüllte ihn mit Freude. Oftmals schaute er auch Anika an und sah, wie sich in ihren Zügen die Schönheit der Landschaft widerspiegelte. Die kleinen Pinien- und Zypressenwälder, die bunten Kräuterwiesen und die dazwischenliegenden weißen Felsen hatten es der jungen Frau sofort angetan. Das verspielte Lächeln auf ihren Lippen zeigte Yard, dass sie sich hier wohlfühlte und vielleicht ihre schlimmen Erlebnisse nach und nach vergessen konnte.

Als die Armee die ersten Dörfer passierte, die im Umland von Tharon lagen, kamen die Menschen stauend aus ihren Hütten und ließen ihre Arbeit auf den Feldern ruhen. Sie bewunderten die heimgekehrten Soldaten, die fröhlich lachten und fremdländische Lieder sangen, die sie von den Alven und Dwanen gelernt hatten. Schnell verbreitete sich die Nachricht von der Rückkehr des Kaisers und schon bald säumten erst Hunderte, später dann Tausende Männer, Frauen und

Kinder die Straße. Auf den Hügeln oberhalb der Stadt schienen sich nahezu alle Bewohner Tharons eingefunden zu haben.

Ein gewaltiger Jubel erhob sich, als der junge Kaiser durch die Menge ritt und mit freundlichem Gesicht jedem einzelnen zuzuwinken schien. Ein alter Schmied stand mit seinem Nachbarn, einem Töpfer, am Straßenrand und deutete auf Yard. „Siehst du das Schwert an seiner Seite?“, fragte der alte Mann. „Er hat diese Waffe in meiner Werkstatt geschmiedet.“

Der Stolz in seiner Stimme war unüberhörbar und der Töpfer nickte und antwortete: „Ja, ja, große Dinge geschehen oft im Verborgenen und beginnen häufig im Kleinen.“

Die beiden Alten waren sich jedenfalls darüber einig, dass dieser junge Mann einen guten Kaiser abgeben würde und sie beobachteten von ihrer Position die vorbeireitenden Massen, die ihm einen so weiten Weg gefolgt waren.

Eine Abordnung von Offizieren und Stadtoberen kam der Armee entgegen, um die Männer gebührend zu empfangen. Artias führte sie an und hielt direkt auf Yard zu. Er stieg von seinem Pferd und kniete sich nieder. Er hielt dabei ein samtene, rotes Kissen in den Händen, auf dem ein goldener Kranz ruhte, der für den Kaiser als dessen Würdezeichen bestimmt war. „Für Euch, Herr, seid willkommen in Eurer Stadt“, sagte er laut.

Auch Yard stieg nun ab und nahm den Kranz entgegen. Eigentlich hasste er derartige Zeremonien nach wie vor, aber er wusste, dass man das von ihm erwartete, also setzte er das goldene Geschmeide auf seinen Kopf. Die Menge jubelte erneut und ließ Yardoan

Tauris hochleben. Der Kaiser bestieg wieder sein Pferd, so dass alle ihn sehen konnten. Yard drehte sich nach allen Seiten und winkte den Menschen zu.

Er wollte gerade etwas sagen und hob um Ruhe bitend seinen Arm, als sich ihm ein sirrendes Geräusch näherte und er kurz darauf wie von einer unsichtbaren Faust vom Pferd gerissen wurde.

Für einen kurzen Augenblick war es totenstill auf der Straße, dann erhob sich unter den Menschen ein entsetztes Raunen, das lauter und lauter wurde. Etliche der Soldaten in Yards Nähe, stürzten sich ihm entgegen, denn ein hinterhältiger Pfeil hatte ihn getroffen. Doch zum Erstaunen aller, erhob er sich unverletzt und blickte sich um.

Gerade eben machte sich eine aufgebrauchte Menschenmenge bemerkbar, die sich etwas oberhalb der Straße auf einem Hügel befand und sich wütend um eine verummte Gestalt drängte. Diese versuchte sich zu wehren und schlug heftig um sich, konnte allerdings nicht verhindern, dass sie niedergerungen wurde. Einige Männer stellten sich nun über die Gestalt; offensichtlich in der Absicht, den Attentäter sofort zu erschlagen.

„Nein“, rief Yard den Männern zu. „Ich bin unverletzt und so soll auch diesem Menschen nichts geschehen. Bringt ihn oder sie zu mir.“

Die Leute kamen seiner Aufforderung nach und schleiften die Gestalt den Hügel hinab, bis sie direkt Yard gelangten, den Attentäter aber weiterhin festhielten. Eine dunkle Kutte verbarg dessen Identität. Der Kaiser trat näher und schlug ihm die Kapuze zurück. Ein ihm bekanntes Gesicht kam darunter zum Vorschein und Yard atmete deutlich hörbar ein. Das

schmale, ziemlich eingefallene Gesicht des Mannes, der ihn jetzt ansah, war von einigen Entbehrungen gezeichnet, besaß aber noch immer jenen hochmütigen Ausdruck, den Yard nur zu gut kannte. Dieses ausgeprägte Kinn, die scharfkantige Nase und die missgünstig blickenden Augen gehörten Vendorian. Allerdings war die so sehr gepflegte Bräune aus seinem Gesicht verschwunden und seine Kleidung wies einige Löcher auf.

Yard wusste nicht, auf welchen Wegen dieser Mann nach Tharon zurückgekehrt war und welche Wirrungen hinter ihm lagen, aber er wusste, dass der Hass Vendorian getrieben hatte: Der Hass auf den Kaiser, dem er den Verlust seiner eigenen kleinen Macht verdankte. Doch damit musste nun endlich einmal Schluss sein, darum sprach Yard seinen Verfolger an: „Wie ich sehe, ist Eure Wut auf mich noch immer nicht verraucht. Wann werdet Ihr endlich Ruhe geben?“ „Niemals, so lange du noch am Leben bist, Bauernbengel“, antwortete der Gefragte mit sich überschlagender Stimme.

Ein Raunen der Entrüstung ging durch die Menge, doch Yard hob beruhigend die Hand und es wurde wieder still. „Ihr habt Euer Volk verraten und es im Stich gelassen, außerdem versuchtet Ihr erneut, mich zu töten. Was denkt Ihr, soll ich nun mit Euch tun?“ Vendorian erhob sich mit gespielter Entrüstung. „Ich soll mein Volk verraten haben? Ich habe Tharon schon gedient, als du noch als wimmernder Säugling in den Armen deines Vaters, dieses Nichtsnutzes, gelegen hast. Er war genauso unverbesserlich wie du, und darum habe ich ihn ...“

Vendorian stutzte, für einen Augenblick hatte er sich in seiner Raserei vergessen und Worte gesagt, die eigentlich niemals über seine Lippen kommen sollten. Doch jetzt war die Wahrheit ans Tageslicht gekommen und Yard musste alle Kraft aufwenden, um seine Beherrschung nicht zu verlieren.

„Ihr also“, sagte er gepresst und sein Gesicht wurde etwas dunkler. „Ihr wart bei der Ermordung meines Vaters dabei, oder habt es vielleicht sogar selbst getan.“ Er zwang sich wieder zur Ruhe, denn ein Gedanke reifte in ihm. Er trat zu einem seiner Männer hin und bat um dessen Schwert. Der Soldat gab ihm die Waffe und Yard kehrte wieder zu Vendorian zurück, dem er die Klinge vor die Füße warf. Ruhig, fast kalt blickte er seinen Feind an und sagte: „Nehmt diese Waffe und kämpft gegen mich. Tretet ein einziges Mal wie ein Mann an und steht zu Euren Taten. Wenn Ihr mich besiegt, seid Ihr frei, dafür gebe ich Euch mein Wort. Und das zählt im Gegensatz zu dem Euren. Nehmt das Schwert auf.“

Überrascht wollte Vendorian der Aufforderung sofort nachkommen, doch dann zögerte er plötzlich. „Ich soll gegen dich und dein seltsames Zauberschwert kämpfen, das angeblich niemals besiegt werden kann?“, fragte er. Mit großer Mühe versuchte er, seine Angst zu verbergen, doch es gelang ihm nicht.

„Ihr habt Recht“, antwortete Yard. „Achtelon soll nicht von Eurem Blut beschmutzt werden, ich nehme eine andere Waffe.“ Er bat Tiemonas, der dicht neben ihm stand, um dessen Schwert.

Der General gab es ihm, wenn auch nur ungern. „Wir können ihn sofort festnehmen lassen, dann begeben Ihr Euch nicht in unnötige Gefahr“, flüsterte er Yard zu.

„Nein, diesen einen Kampf muss ich noch bestreiten, ich bin es meinem Vater schuldig.“

Yard trat nun wieder vor und blickte seinem Gegner fest in die Augen. Vendorian hatte seine Waffe endlich aufgehoben und stand ihm gegenüber. „Seid Ihr bereit?“ rief Yard.

Statt zu antworten, stürzte sich der ehemalige Senatsabgesandte mit einem unmenschlichen Schrei auf den Kaiser und holte weit mit seinem Schwert aus. Yard trat etwas zur Seite und parierte den wuchtigen Hieb. Die beiden Klingen trafen aufeinander und lösten sich wieder. Mehrmals versuchte Vendorian mit eher unüberlegten Schlägen, Yards Deckung zu durchbrechen, aber der kampferprobte Kaiser wich stets gekonnt aus. Sein Gegner war sichtlich ein schlechter Schwertkämpfer und er versuchte, mangelnde Kunst durch rohe Gewalt zu ersetzen. Wie von Sinnen bemühte er sich er wieder und wieder, Yard zu treffen, bis er plötzlich selbst einen Schlag erhielt, der so schnell geführt worden war, dass Vendorian ihn nicht abwehren konnte. Des Kaisers Klinge traf ihn am linken Arm und er verzog sein Gesicht vor Schreck und Schmerz.

Anstatt die Gunst zu nutzen, trat Yard einen Schritt zurück und stellte sein Schwert mit der Spitze auf den Boden ab. Diese scheinbar überhebliche, doch in Wahrheit sehr ritterliche Geste versetzte seinen Gegner wieder in Wut und dieser griff erneut an, in dem er seine Waffe wie einen Windmühlenflügel schwenkte und auf Yard zuschoss. Der Kaiser passte den richtigen Augenblick ab und fuhr mit seiner Klinge dazwischen. Das Schwert Vendorians flog mit einem singen-

den Geräusch davon und landete weit hinten auf der Straße.

Die Spitze seines eigenen Schwertes auf den Hals seines Gegners gerichtet, beendete Yard den Kampf. Seine Brust hob und senkte sich schnell und seine Augen sprühten förmlich Feuer. „Auf den Boden“, zischte er und Vendorian kniete sich zitternd nieder. Nur ein kurzer Stich hätte jetzt ausgereicht, um dem Besiegten die Kehle zu durchstoßen. Yard betrachtete den bebenden Mann und sah in dessen erschrockene Augen; seine Wut war urplötzlich verschwunden. Er brachte es einfach nicht fertig, einen unbewaffneten Mann zu töten, selbst dann nicht, wenn es Vendorian war.

Der Kaiser ließ sein Schwert sinken. „Geht.“, sagte er. „Geht fort und lasst Euch niemals wieder in Tharon oder in der Nähe dieser Stadt blicken.“

Ohne weiter auf seinen besiegten Gegner zu achten, drehte er sich um und begab sich zu Tiemonas, um ihm dessen Waffe wiederzugeben. Ein plötzlicher Aufschrei der Menge ließ Yard nochmals herumwirbeln, denn Vendorian hatte ein verborgenes Messer gezogen und stand auf.

Der einst so mächtige und hochmütige Mann blickte nun wie ein gehetztes Tier und schrie mit sich überschlagender Stimme: „Du und dein Großmut, Bauernbengel. Verflucht sollt ihr sein. Ihr verbannt mich nicht aus dieser Stadt, wie einst meinen Vater.“ Er richtete das Messer gegen sich selbst und stach es sich bis zum Heft in die Brust. Mit einem gurgelnden Schrei stürzte er zu Boden und blieb zuckend liegen.

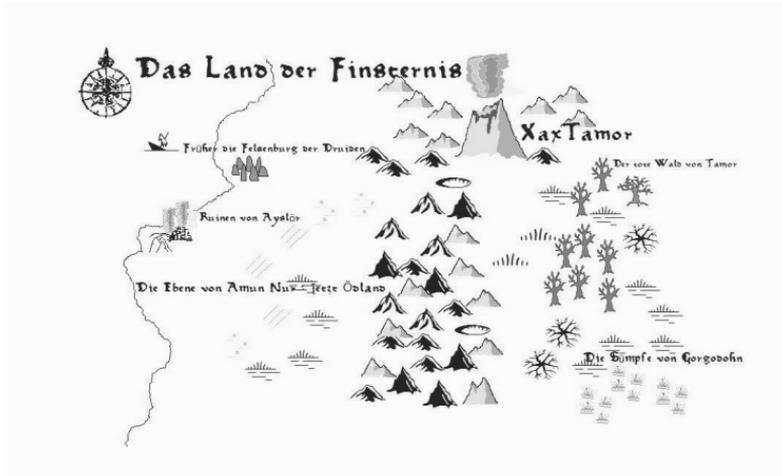
Yard eilte zu ihm hin und drehte ihn auf den Rücken. Er sah in gebrochene Augen, Vendorian war tot. Der

Kaiser erhob sich und befahl, den Leichnam fortzuschaffen. „Somit haben sich meine Worte, die ich ihm einst vorhersagte, bestätigt. Sein eigener Hochmut hat ihn am Ende gerichtet“, sagte er zu Tiemonas.

Der General nickte nachdenklich und blickte Yard bewundernd hinterher. Der junge Kaiser schritt auf Anika zu, die ihm entgegenlief und um den Hals fiel. Hand in Hand gingen sie nun gemeinsam und unter den Hochrufen der Menschen auf den Kamm des letzten Hügels und blickten in das Tal. Unter ihnen lag der weiße Edelstein einer Stadt und glitzerte in der Sonne. Anika war von dem Anblick so überwältigt, dass ihr der Atem stockte. „Das also ist Tharon“, flüsterte sie staunend und blickte in Yards Gesicht.

Der Kaiser lächelte und deutete auf das Tal unter ihnen. „Endlich ..., endlich bin auch ich Zuhause.“

-Ende des sechsten Teils-





Björn Harmening, Jahrgang 1966, lebt und arbeitet in der Industriestadt Salzgitter. Zusammen mit seiner Familie bewohnt er ein altes Fachwerkhaus im alten Kern der Stadt.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit bei einem niedersächsischen Automobilhersteller, bei dem er derzeit als Mitglied des Betriebsrates die Interessen seiner Kolleginnen und Kollegen vertritt, hat

er sich dem Sport – vor allem dem koreanischen Kampfsport, dem Laufen und dem Krafttraining verschrieben.

Mit dem Schreiben hat er bereits vor über 20 Jahren begonnen. Die drei Teile mit dem ursprünglichen Titel „Der Kaiser von Tharon“ waren dabei sein Erstlingswerk. Das inzwischen auf neun Bände angewachsene Fantasy-Epos erscheint nun erstmals insgesamt im Taschenbuchformat und ergänzt so die erfolgreiche E-Book-Serie der Tharon-Saga. Daneben gibt es von ihm noch Titel aus anderen Genres, die ebenfalls als Taschenbücher und in elektronischer Form erhältlich sind.

Viele seiner politischen Texte sind auf seiner privaten Homepage (www.ascia-ir-silva-ebooks.homepage.t-online.de) erhältlich. Darin äußert er sich vor allem zu sozialen Themen, aber er schreibt auch Gedichte und Kurzgeschichten, die kostenlos als PDF zum Download bereitstehen.